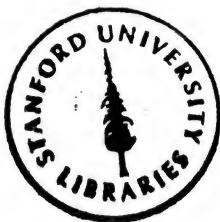




*Sagen und Geschichten  
der Stadt Olmuetz*

Wilibald Mueller



2980





# SAGEN UND GESCHICHTEN

DER

STADT OLMÜTZ.

BEARBEITET

VON

WILIBALD MÜLLER.

---

ILLUSTRIRT VON JOSÉ HILBER.

---

OLMÜTZ

ED. HÖLZEL'S BUCHHANDLUNG.

1892.

DB879  
O4M8

Ch. Reisser & M. Werthner, Wien.

DEM HOCHVEREHRTEN

BÜRGERMEISTER DER KÖNIGL. HAUPTSTADT OLMÜTZ

JOSEF VON ENGEL,

RITTER DES ORDENS DER EISERNEN KRONE III. CLASSE UND DES FRANZ  
JOSEF-ORDENS,

IN AUFRICHTIGER VEREHRUNG UND HOCHSCHÄTZUNG

GEWIDMET.

DIE VERLEGER:

HUGO HÖLZEL. CARL GRAESER.

FIRMA: ED. HÖLZEL.

DER VERFASSER:

WILIBALD MÜLLER.



# VORWORT.



Die nachfolgenden Blätter sind zunächst der einheimischen Jugend bestimmt. Sie sollen dazu beitragen, die Liebe zur Heimat zu wecken und zu pflegen, und verzichten deshalb im Voraus auf den Ton gelehrter Wissenschaftlichkeit, indem sie sich damit bescheiden, in schlichter Weise Geschehnisse aus vergangenen Zeiten der Heimat zu erzählen.

Es ist also mehr ein geschichtliches Plauderstübchen, in das ich den freundlichen Leser einlade, ein Plauderstübchen, in das die strenge, wissenschaftliche Kritik keinen Einlass findet, wo der Erzähler auch beim Worte bleibt, selbst wenn er fabulirt.

Auch die kleinen Sagen und Geschichten, die im Laufe der Zeit entstanden sind, müssen, wie weit sie sich von der historischen Thatsächlichkeit entfernt haben mögen, als organische Bestandtheile einer lange Zeiträume umfassenden Entwicklungsreihe aufgefasst werden und tragen zu deren besserer Erkenntniss bei, selbst wenn sie sich in das Gewand des Humors kleiden und nur den Anspruch auf Unterhaltung zu machen scheinen.

Im Uebrigen wurden die grossen Ereignisse der Stadtgeschichte keineswegs ausgeschieden, sondern nur, dem Zwecke entsprechend, auf eine Serie von Einzelbildern so vertheilt, dass sie sich voraussichtlich dem Gedächtnisse leicht einprägen.

Olmütz, im Herbste 1892.

Der Verfasser.



# INHALT.

	Seite
<u>Vorwort</u>	
<u>Jahreszahlen der Stadtgeschichte . . . . .</u>	<u>1</u>
<u>Fürstin Fridegilde . . . . .</u>	<u>4</u>
<u>Das Ende der Benedictiner in Kloster-Hradisch . . . . .</u>	<u>7</u>
<u>Die Mongolen vor Kloster-Hradisch . . . . .</u>	<u>11</u>
<u>Ritter Schattny . . . . .</u>	<u>14</u>
<u>Olmütz und die Mongolen . . . . .</u>	<u>18</u>
<u>Der Tod des Königs Wenzel III. . . . .</u>	<u>22</u>
<u>Der Zigeunerausfall . . . . .</u>	<u>26</u>
<u>Die getäuschten Hussiten . . . . .</u>	<u>32</u>
<u>Die Rathhausuhr und ihr Meister . . . . .</u>	<u>37</u>
<u>Der Rösselsprung . . . . .</u>	<u>46</u>
<u>Sanct Crispins Schild . . . . .</u>	<u>50</u>
<u>Wallenstein in Olmütz . . . . .</u>	<u>53</u>
<u>Die Maitage im Jahre 1619 . . . . .</u>	<u>58</u>
<u>Der selige Johannes Sarkander . . . . .</u>	<u>65</u>
<u>Gründung der Wallfahrtskirche in Heiligenberg . . . . .</u>	<u>70</u>
<u>Neubau der Kirche in Heiligenberg . . . . .</u>	<u>74</u>
<u>Rathsherr Zirkendorf . . . . .</u>	<u>77</u>
<u>König Sobieski in Olmütz . . . . .</u>	<u>82</u>
<u>Maria Theresia und Kaiser Franz in Olmütz . . . . .</u>	<u>85</u>
<u>Die Belagerung von Olmütz (1754) . . . . .</u>	<u>92</u>
<u>Lafayette in Olmütz . . . . .</u>	<u>102</u>
<u>Die Thronbesteigung unseres Kaisers . . . . .</u>	<u>109</u>

## Jahreszahlen der Stadtgeschichte.



n den schmucken Räumen jener kleinen gothischen Capelle, welche die Frömmigkeit eines Olmützer Bürgers, des ehrenfesten Herrn Sigmund von Schwabnitz, im XV. Jahrhundert zu Ehren des heiligen Hieronymus an der Südseite des Rathhauses erstehen liess, sammelt die Gemeindevertretung von Olmütz seit dem Jahre 1876 ihre historischen Denkmale.

In den Giebfeldern der Capelle sind die denkwürdigsten Momente der städtischen Geschichte in kurzen Schlagworten verzeichnet. Wir geben dieselben zur orientirenden Uebersicht hier wieder. Im ersten Felde lesen wir:

### Krieg und kriegerische Werke.

Tataren . . . . .	1241
Kumänen . . . . .	1253
Hussiten . . . . .	1421—1422
Schweden . . . . .	1642—1650
Preussen . . . . .	1741, 1758, 1866
Olmütz, Grenzfestung . . . . .	1742
Erstes Lagerfort Tafelberg . . . . .	1839

Das nächste Feld zeigt uns die Worte:

Kirchen, Cultur

und hebt hervor:

Olmütz, Bisthum . . . . .	1063
Deutsche Ansiedler in Olmütz . . . . .	XIII. Jahrhundert
Aelteste Stadtgemeindeschule bei St. Mauritz . . . . .	1465
Erste Buchdruckerei . . . . .	1466 *)
Hohe Schule . . . . .	1567
Staatsgymnasium . . . . .	1774
Erzbisthum . . . . .	1777
Lyceum . . . . .	1782
Franzens-Universität . . . . .	1827—1855
Erste Eisenbahn . . . . .	1841
Oberrealschule . . . . .	1854
Volksschulreform . . . . .	1868
Kaiser Franz Josef-Gewerbe-Museum . . . . .	1873

Das dritte verzeichnet unter den Schlagworten:

Verwaltung und Rechtspflege:

Přemysliden-Herzoge auf der Olmützer Burg . . . . .	1021—1200
Freie königliche Stadt mit eigenem Stadtrechte . . . . .	1239—1243
Landtafel . . . . .	1303
Landtafel für Nordmähren und wechselnde Landtage zwischen Olmütz und Brünn . . . . .	1348—1641
Magdeburger Stadtrecht . . . . .	1352
Königliche Richter . . . . .	1621
Privilegirter Magistrat . . . . .	1746
Selbstverwaltung, Gemeindestatut . . . . .	1850—1866

Zwei weitere Felder machen uns mit dem Alter der grössten Bauwerke bekannt. Es sind dies:

Das Kaufhaus, später Rathhaus . . . . .	1261—1379
Die Domkirche, älterer Bau, vollendet . . . . .	1311
Die Domkirche, das Langhaus . . . . .	1374—1392

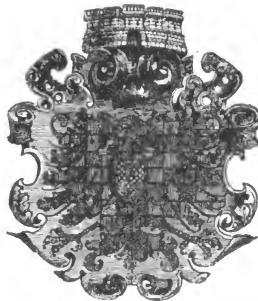
\*) Diese Jahreszahl ist historisch nicht sichergestellt.

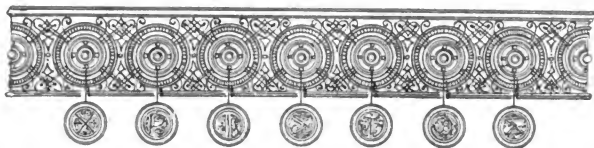


Die Domkirche, das Presbyterium . . . . .	1618
Die St. Mauritzkirche, alter Bau, vollendet . . . . .	1176
Die St. Mauritzkirche, jetziger Bau . . . . .	1393—1450
Astronomische Uhr . . . . .	1422
Kloster Hradisch, älterer Bau . . . . .	1077
Kloster Hradisch, jetziger Bau . . . . .	1686
Erzbischöfliche Residenz, letzter Bau . . . . .	1667—1670
St. Michaelskirche, letzter Bau . . . . .	1709—1747
Jesuiten-Collegium (Kaserne) . . . . .	1712—1722
Brunnen-Statuen . . . . .	1695—1712
Maria Schnee-Kirche . . . . .	1712—1719
Mariensäule . . . . .	1716
Dreifaltigkeits-Statue . . . . .	1717—1750
K. u. k. Zeughaus . . . . .	1771

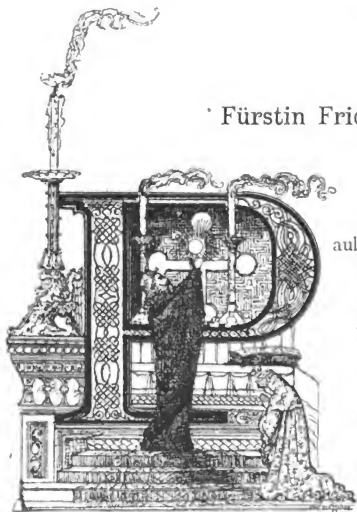
Endlich ist den grösseren, aus diesem Jahrhunderte stammenden Bauten der Stadt eine eigene Abtheilung gewidmet. Wir finden hier verzeichnet:

Theater . . . . .	1830
Spitalskaserne . . . . .	1841—1847
Clericalseminar . . . . .	1841
Stadtpark . . . . .	1867
Neue Oberrealschule . . . . .	1874
Stadterweiterung . . . . .	1876





## Fürstin Fridegilde.



aulinus, der Geheimschreiber des heiligen Ambrosius (333 bis 397), theilt mit, dass um das Jahr 396 eine Königin der Markomannen sich zum christlichen Glauben bekehrte und von dem heiligen Ambrosius eine Art Katechismus erhielt.

Wie aus dem unscheinbaren Fruchtkern im Laufe der Zeit ein mächtiger Baum erwächst, ist aus dieser ziemlich

harmlosen Nachricht über eine geschichtliche Begebenheit im Laufe von 14 Jahrhunderten eine von den Schriftstellern immer wieder mit neuen Zuthaten vergrösserte und erweiterte Erzählung geworden, deren Inhalt sich theilweise in Olmütz abspielt.

Die Fürstin, deren Name an der Spitze dieser Zeilen steht, soll, so meint die Sage, in Olmütz sogar Kirchen erbaut und ein Bisthum gegründet haben.

Die Sage bietet insoferne ein hohes culturhistorisches Interesse, als sie den Beweis dafür zu liefern scheint, dass das Christenthum thatsächlich schon am Ende des IV. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in unseren Gegenden bekannt war.

Wenn wir als historisch erwiesen annehmen, dass die Markomannen und Quaden in den ersten Jahrhunderten nach Christus die Gegend des heutigen Mähren bewohnten, so dürfen wir auch annehmen, dass Olmütz eine hervorragende Ansiedlung — wenn auch keine Stadt in unserem Sinne — dieser Völker gewesen ist, und dann hatte die Sage gewissermassen ein Recht, auch Olmütz mit dem Namen der Fürstin Fridegilde in Verbindung zu bringen.

Die Sage aber lautet:

•Gegen das Ende des IV. Jahrhunderts gehorchten die Markomannen dem Könige Frigerid, auch Fridegild genannt. Er war nach Marbod einer der mächtigsten und tapfersten Fürsten. Ein treuer Freund und Bundesgenosse der Römer, unterstützte er diese in Mösien und Pannonien auf das Nachdrücklichste. Seine Tapferkeit machte ihn zum Schrecken der Sarmaten, Gothen, Hunnen und Alanen, und klug wusste er, selbst unter den schwierigsten Umständen, seine Vasallen zum Gehorsam zu zwingen.

Ganz das Bild ihres Vaters, nur mit sanfteren Zügen gezeichnet, war Fridegilde, seine einzige Tochter. Noch vor dem Tode ihres Vaters hatte sie dem quadischen Fürsten Rosemund ihre Hand gereicht und diesen seinen Schwiegersohn hatte Fridegild mit Zustimmung des Volkes zu seinem Nachfolger bestimmt.

Auch Rosemund pflegte, nachdem er zur Herrschaft gelangt war, die freundschaftlichen Beziehungen zu dem Römerreiche.

In Folge dessen fand auch das Christenthum bei den Markomannen und Quaden Eingang und selbst das Herrscherpaar nahm im Jahre 396 den christlichen Glauben an.

Sinem Beispiele folgten die Grossen des Landes, und bald sah sich Fridegilde genöthigt, den heiligen Ambrosius,

dessen Ruhm die Welt erfüllte, um eine grössere Anzahl von Glaubensboten zu bitten, die der berühmte Bischof von Mailand unverzüglich abgehen liess.

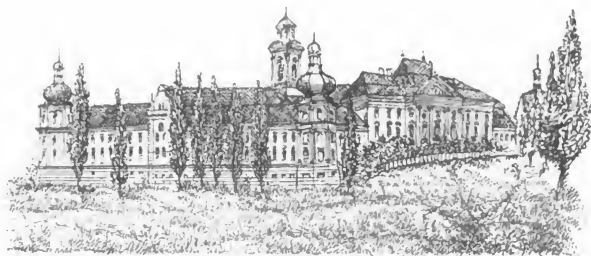
Erfreut über die rasche Erfüllung ihrer Bitte, unternahm die Fürstin eine Reise nach Mailand, um Ambrosius ihren Dank auszusprechen.

Leider konnte sie nur mehr an seinem Grabe beten, denn er war wenige Tage vor ihrer Ankunft verschieden.

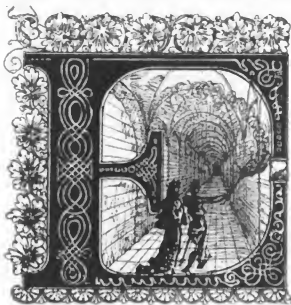
Sie kehrte in die Heimat zurück und war ferner unentwegt für die Verbreitung des Christenthums in Mähren thätig, indem sie Kirchen an mehreren Orten, darunter in Olmütz, erbaute und kirchliche Einrichtungen allenthalben unterstützte und förderte.«

Der bald nach ihrem Tode hereinbrechende Sturm der Völkerwanderung vernichtete selbstverständlich Alles, was die Fürstin geschaffen hatte, und löschte auch die Namen der Markomannen und Quaden aus dem Buche der Geschichte.





## Das Ende der Benedictiner in Kloster-Hradisch.



ine malerisch in die Augen fallende Zierde der anmuthigen Culturebene, die den Marchfluss auf beiden Seiten begleitet, und der Stadt Olmütz, welcher das Bauwerk im Norden vorliegt, ist das im Barockstyle erbaute Militärspital Kloster-Hradisch mit seiner imposanten

Front, seinen drei Höfen, seinem hoch emporragenden Mittelthürme und seinen vier Eckthürmen.

Der Reisende, der im Eisenbahncoupé an dieser einst so reichen und prächtigen Prämonstratenscrabtei vorübersaust, fühlt sich von dem Schauer der Geisterwelt angeweht, wenn er jener düsteren Kunde horcht, die sich an das merkwürdige Baudenkmal knüpft und sich auf das grauenvolle Ende des Benedictinerconventes bezieht, dem diese Abtei ursprünglich gehörte.

Die Gründung der Abtei fällt in das XI. Jahrhundert und wird Herzog Otto I., dem Schönen (1074), zugeschrieben. Im

Jahre 1077 besetzte Otto das Kloster mit Benedictinern unter dem Abte Johann.

Am 3. Februar des Jahres 1078 weihte der Olmützer Bischof Johann in Gegenwart des Herzogs Wratislav von Böhmen und Ottos von Olmütz, sowie des böhmischen und mährischen Adels und einer grossen Zahl andächtiger Zeugen die Kirche zu Ehren des heiligen Stefan, übernahm den Stiftsbrief aus Ottos Händen beim Altare und übergab ihn dem Abte.

Noch in demselben Jahre übertrug Otto dem Kloster die zur Pfarre erhobene Kirche zu St. Mauriz in Olmütz sammt dem Patronate.

Herzog Otto († 1087) und seine Gemahlin Euphemia wurden auf dem Friedhofe in Kloster-Hradisch beigesetzt.

Der vierte Abt des Klosters war Deocarus, welcher im Jahre 1146 gewählt wurde.

Dieser schloss im Jahre 1148 mit dem Bischof Heinrich Zdik einen Tauschvertrag, laut welchem die Maurizkirche sammt dem Patronate an das Domcapitel überging, wogegen dem Benedictinerkloster in Hradisch zwei grosse Gärten zur Erweiterung der Abtei überlassen wurden.

Allein es sollte dem Convente nicht beschieden sein, diese Erweiterung zu erleben.

Zur Zeit, als Herzog Otto mit seiner Gemahlin Duranna, einer schönen und stolzen Dame, in seiner Burg auf dem Domplatze residirte, erfreute sich die nahe gelegene, von den Vorfahren Ottos gegründete Benedictinerabtei eines grossen Rufes weit und breit. Man rühmte aber nicht nur die Gelehrsamkeit der frommen Väter, sondern auch ihre Kunst zu leben, in der die ehrwürdigen Väter des reichen Stiftes Meister waren.

Zwischen dem herzoglichen Hofe und der Abtei bestand ein unterirdischer Gang, durch welchen der Verkehr leicht vermittelt wurde, denn der Gang war geräumig und auch für die Frauen des herzoglichen Hofhaltes ohne Beschwerde zu gebrauchen. Die Gemahlin des Herzogs benützte den unterirdischen

Weg regelmässig, um in ihrem Oratorium dem Gottesdienste der frommen Väter beizuwohnen.

In einer finsternen Decembernacht wandelte die Herzogin, gefolgt von einem Diener, der eine Fackel trug, durch den Gang zum Kloster, um der Frühmesse beizuwohnen.

Beinahe war das Ende des Ganges erreicht, als ein Windstoss die Leuchte des Dieners verlöschte.

Plötzlich fühlte sich die Herzogin von den Armen eines Mannes umschlungen, der ihr einen Kuss auf die Wange drückte.

Die Dame ruft um Hilfe. Ihr Diener eilt herbei, überwältigt und fesselt den Attentäter, in dem man den Laienbruder Augustin der Benedictinerabtei erkennt.

Bestürzt sinkt dieser zu den Füßen der Herzogin nieder und fleht um Erbarmen. Er habe sich in der Dunkelheit geirrt und die Kammerfrau der Herzogin zu erkennen geglaubt, brachte er zu seiner Entschuldigung vor.

Allein er wurde in das Gefängniß geworfen.

Am anderen Morgen versammelte der Herzog die Rätthe an seinem Hoflager und berief auch den Abt Deocarus aus Kloster-Hradisch dazu.

Arglistig legt er diesem die Frage zuerst zur Entscheidung vor und fragt:

»Welche Strafe verdient ein Convent, von dem ein Mitglied sich in gewaltsamer Absicht an dem Leibe der Fürstin des Landes vergriffen?«

Der Abt sagte:

»Ein solcher Convent verdient von der Erde vertilgt und eingemauert zu werden.«

»Du hast dein und deiner Brüder Urtheil selbst gesprochen,« donnert der Herzog dem Erschrockenen entgegen, befiehlt sodann, den Abt in das Kloster zurückzuführen, und lässt dieses von seinen Wachen umzingeln, damit keiner der Mönche entfliehe.

Der Abt verkündet den Ordensbrüdern ihr Schicksal.

Mit männlicher Fassung ergeben sie sich in das Unvermeidliche und sammeln sich in dem Gemache, welches ihr Grab werden soll.

Alsbald eilen die Handwerker herbei, und in kurzer Zeit sind die Oeffnungen des Gemaches rings um die betenden Mönche verschlossen.

Noch einige Tage lang hört man den Chorgesang der vermauerten Ordensbrüder, dann wird er schwächer und schwächer. Noch einzelne Laute der Klage, ein schmerzvolles Stöhnen, dann wird es still; die Mönche schlafen den ewigen Schlaf.

Seither haben Tausende ihren Geist in den Mauern von Kloster-Hradisch ausgehaucht und jeder hat im Augenblicke des Verscheidens das melancholische Lied der todtten Ordensbrüder vernommen. Ihr Los ist es geworden, jeden Christen, dessen Sterbestunde in ihrem Kloster schlägt, in den ewigen Schlaf zu singen.







## Die Mongolen vor Kloster-Hradisch.

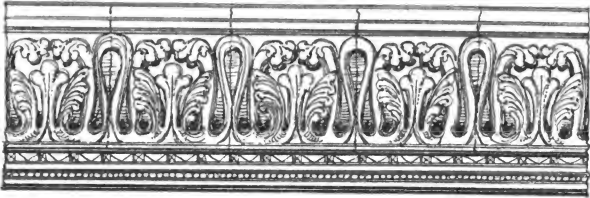
Die Sage verlegt die Einmauerung des Benedictinerconventes auf den 13. December 1149. Herzog Otto wurde für seine That mit dem Banne belegt; als er jedoch die Abtei einem Convente der Strahower Prämonstratenser mit reicher Dotation übergab (1151), wieder davon befreit.

Die Prämonstratenser gelangten in ihrem neuen Sitze bald zu Ansehen und Reichthum. Es mehrten sich die Schenkungen der Landesherren von Jahr zu Jahr und auch Papst Innocenz III. ertheilte ihnen eine Reihe von werthvollen Privilegien.

Im Jahre 1240 erhielten sie durch König Wenzel sogar das Asylrecht für ihre Kirche.

Da brach im Jahre 1241 der Mongolensturm über Mähren herein und führte abermals eine Katastrophe für die Abtei herbei.

Auch dieses Ereignis ist im Volksmunde zur Legende geworden und wird so erzählt:



»Es war in der schauervollen Nacht vom 20. auf den 21. Mai des Jahres 1241, als rings um Olmütz Feuer-säulen, aus allen Ortschaften und Höfen aufsteigend, die Annäherung der mongolischen Weltverwüster ankündigten.

Baldergossen sich die wilden Schaa-ren derselben wie schwär-mende Raben in das Marchfeld, brannten die Vorstädte von Olmütz nieder, beschos-sen die Stadt und war-fen sich mit aller Wuth eines barbarischen An-griffes auf das mit einer starken Besatzung versehene Kloster-Hradisch.



Die todesmuthigen Vertheidiger schlugen alle Stürme ab. Zornentbrannt beschossen die Heiden das Kloster mit hohlen Brandpfeilen, die sich im Einschlagen entzündeten. Zweimal gerieth das Balkenwerk des Klosters in Brand; zweimal wurde das Feuer gelöscht.

Als jedoch die Pfeile zum dritten Male zündeten und ein Wind die Flammen anblies und weiter verbreitete, vermochte man der Feuersbrunst nicht mehr Einhalt zu thun.

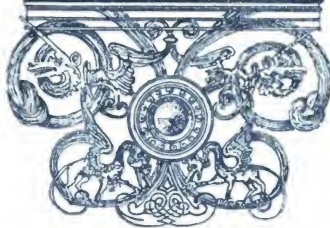
Während man sich mit der Löschung des Brandes abmühte, stürmte der Feind das schlecht bewachte Thor und begann in's Innere des Gebäudes einzudringen.

Zweimal gelang es, die Barbaren wieder zu vertreiben. Inzwischen griff aber der Brand mit solcher Heftigkeit um sich, dass den Eingeschlossenen nur die Wahl blieb, entweder zu verbrennen oder den Versuch zu machen, sich kämpfend durch die ungeheure Anzahl der Feinde einen Weg zu bahnen.

Wohl gelang es ihrer ungestümen Tapferkeit einen kurzen Weg durch die Feinde kämpfend zurückzulegen, bald aber sank einer um den anderen, von hundert Pfeilen durchbohrt, todt zu Boden.

Die Mongolen schnitten den Leichen der gefallenen Kämpfer die Köpfe ab und schleiften dieselben mit wildem Jubelgeschrei an den Schweifen ihrer Steppenrosse um die Stadtmauern der Festung Olmütz.◀





## Ritter Schattny.

och in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts war das Kloster wieder aus den Ruinen entstanden und schöner und sicherer als früher aufgebaut worden. Mehr als ein volles Jahrhundert verging der Abtei in äusserem Frieden.

Da kamen die Husitenstürme, und abermals wurde das Kloster von Grund aus zerstört.

Schon 1429 war es durch Wenzel von Horka verheert worden und am 2. Mai 1432 wurde es durch Smilo von Moravan abermals überfallen

und eingenommen. Geistliche und Laien wurden von den Husiten ermordet.

Der Abt versuchte durch einen Sprung über die hohe Klostermauer zu entkommen, brach jedoch dabei Hände und Füße. Er wurde nach Odrau in die Gefangenschaft abgeführt und musste sich mit tausend Mark Silber auslösen. Das Kloster wurde wenige Wochen später von Olmütz aus gänzlich zerstört, weil es unmittelbar vor den Mauern der Stadt einen gefährlichen Sammelpunkt für die Hussitenhorden abgab.

In den Fünfzigerjahren erstand das Kloster, dank der Munificenz Georg Podiebrads, wieder neu aus seinen Ruinen und wurde 1461 unter dem Abt Gregorius mit hohen und dicken Mauern zum Schutze gegen taboritische Streifhorden umgeben.

Im Jahre 1465 verlich Georg Podiebrad dem Kloster sehr bedeutsame Rechte. Dafür hielt der Convent bei dem Könige auch in Treue aus, als er schon ein Jahr darauf von Papst Urban II. mit dem Banne belegt wurde.

Ich will diesen merkwürdigen Zeitabschnitt aus der Geschichte des Klosters in den nachstehenden Zeilen etwas ausführlicher schildern und bemerke dazu, dass es sich dem Wesen nach um geschichtliche Thatsachen handelt, welche nur gelegentlich durch sagenhaftes Beiwerk einigermaßen geschmückt werden.

König Georg Podiebrad hatte gleich nach seiner Excommunication unter dem 24. Jänner 1467 ein Rescript an den Abt von Kloster-Hradisch gesendet, in dem er den Auftrag ertheilte, seinen Sohn, den Landeshauptmann Victorin, mit einer stärkeren Besatzung in das Kloster aufzunehmen.

Dieser erschien auch thatsächlich am 15. Februar vor dem Kloster, forderte die Aufnahme eines grösseren Truppencontingents, zu dessen Befehlshaber er den Ritter Georg Schattna (Schattny) ernannte, und verliess das Kloster wieder, nachdem er dem Convente den Eid der Treue abgenommen hatte.

Er ahnte wohl, was bevorstand. Am 6. Juni 1467 schlossen die Städte Olmütz, Brünn, Znaim und Iglau ein Bündniss gegen Podiebrad, und auch der mährische Adel, soweit er nicht utraquistisch gesinnt war, schloss sich dem Bündnisse an.

Bald kam es zum offenen Kampfe zwischen den treugebliebenen Anhängern Podiebrads und der neuen Katholikenpartei, als deren Haupt der Olmützer Bischof Prothas anzusehen war und welche die Herrschaft dem Schwiegersohne Podiebrads, Mathias von Ungarn, anbieten wollte.

Selbstverständlich war es eine der ersten Sorgen der neuen Partei, Kloster-Hradisch, das von Ritter Schattny zu einer förmlichen, wehrhaften Veste ausgebaut worden war, in ihre Gewalt zu bekommen. Allein die Besatzung unter Schattny leistete so tapferen Widerstand, dass die fast ein Jahr lang dauernde Belagerung Ende 1468 aufgehoben werden musste.

Nachdem die Versuche, einen friedlichen Ausgleich zwischen Podiebrad und Mathias herbeizuführen, im Jahre 1469 vergeblich geblieben waren, schritten die Olmützer im Jahre 1470 abermals zur Belagerung der Klostersveste und erzielten abermals keinen Erfolg.

Es kam zu einer dritten Belagerung, als nach dem Tode Podiebrads (22. März 1471) die böhmischen Stände Wladislaw, den fünfzehnjährigen Sohn des Königs Kasimir von Polen, zum Könige wählten und der Streit zwischen diesem und Mathias fortgesetzt wurde.

Mathias, erbittert über den tapferen Widerstand, den das Kloster leistete, versprach nun den Olmützern alles Mögliche, wenn sie die Wegnahme des Klosters ermöglichen würden.

Im Jahre 1471 kam es demnach zur dritten Belagerung der Abtei, und diesmal schien ihr Schicksal besiegelt, denn Ritter Schattny hatte von keiner Seite auf Lebensmittel oder Entsatz zu hoffen und sah den Tag voraus, an dem ihn der Hunger zur Uebergabe des Platzes zwingen werde.

Er bot also den Belagernden eine Capitulation an. Wirklich sandten die Olmützer, nachdem Schattny Geiseln gestellt hatte, am 3. October 1471 den Stadtschreiber mit zwölf Bürgern in das Kloster, wo sie der Ritter feierlich empfing und bis zur Mittagsstunde aufhielt.

Da bat er sie mit ausgesuchter Höflichkeit, eine Pause in den Besprechungen eintreten zu lassen und es sich an dem Tische eines armen belagerten Kriegsmannes schmecken zu lassen.

Er führte sie in den Speisesaal und zu ihrer Ueberraschung sahen sie sich vor einer mit den ausgesuchtesten Speisen und Getränken ausgestatteten Tafel.

Es war dies eine List Schattny's, welche ihren Zweck vollkommen erfüllte.

Die Abgesandten, nicht ahnend, dass ihnen Schattny seine letzten Vorräthe vorgesetzt habe, nahmen die Ueberzeugung mit nach Hause, dass der Commandant von Hradisch im grössten Ueberflusse lebe.

Auf Grund dieser Meinung wurde ihm eine sehr ehrenvolle Capitulation bewilligt, darunter ein nicht unbedeutendes Abzugsgeld, dessen zweite Hälfte erst nach Räumung des Klosters bezahlt werden sollte.

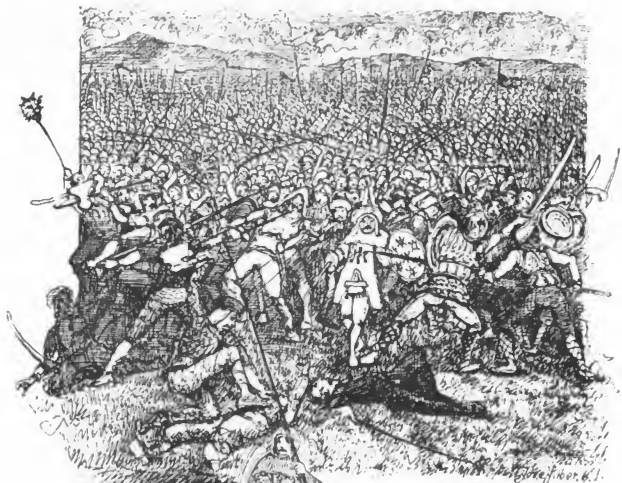
Als sich die Olmützer nun bei der Uebernahme des Klosters überzeugt hatten, dass die reiche Mahlzeit, zu der Schattny ihre Gesandten eingeladen hatte, nur eine List des Ritters gewesen sei, verweigerten sie die Auszahlung der zweiten Hälfte des Abzugsgeldes.

Allein Schattny liess nicht mit sich spassen. Sein Ruf war bereits in die Umgegend gedrungen, und als er das Kloster verliess, liefen ihm so viele Kriegersleute zu, dass er bald eine ansehnliche Macht zusammenstellen konnte.

Mit dieser schlug er in der Nähe von Olmütz ein Lager auf und brandschatzte die der Stadt unterthänigen Dörfer und Gehöfte so lange, bis ihm die ausbedungene zweite Hälfte des Abzugsgeldes bei Heller und Pfennig bezahlt wurde. Dann zog er nach Böhmen ab.

Er hatte in seiner Stellung zu Kloster-Hradisch der Macht des Königs Mathias und der Olmützer durch einen langen Zeitraum mit einer Bravour Trotz geboten, die seinen Namen verdiensterweise der Nachwelt überlieferte.





## Olmütz und die Mongolen.

getragen von der Autorität hervorragender Geschichtsschreiber, hat die Mittheilung über eine grosse Niederlage der Mongolen bei Olmütz im Jahre 1241 Eingang in die ernsthaftesten geschichtlichen Darstellungen gefunden und erst den letzten Jahrzehnten war es vorbehalten, den Sachverhalt richtigzustellen.

Demnach haben die Mongolen im Frühling des Jahres 1241, nachdem sie Polen und Ungarn erobert hatten, im Vordringen gegen Deutschland begriffen, allerdings Olmütz belagert. Die



Vertheidigung der Stadt war aber so glänzend, dass die fremden Barbaren nach mehrwöchentlicher Belagerung unverrichteter Dinge wieder abziehen mussten.

So der Sachverhalt, den die Ueberlieferung in nachstehender Weise darstellt:

Unzählbare Horden fremder Barbaren erschienen um die Mitte des Monates Mai im Jahre 1241 nächst Olmütz, Angst und Schrecken vor sich her verbreitend und mit Mord und Brand ihren Weg bezeichnend. Am 21. Mai war die Stadt in ihrem ganzen Umkreise von den Feinden auf das Engste umschlossen. Glücklicherweise hatte König Wenzel vorher eine nicht unansehnliche Truppenmacht unter dem Befehle seines Feldherrn Jaroslav (Zdislav) von Sternberg in die wohlbefestigte Stadt werfen können, so dass es nicht an Vertheidigern fehlte, denn auch die Bürger selbst waren gut bewaffnet und entschlossen, lieber zu sterben, als sich den fremden Barbaren zu ergeben.

Der Feldherr Jaroslav wurde von den Olmützer tapferen Bürgern mit Freude begrüsst.

Willig folgten diese seinen weisen Anordnungen, und in kürzester Frist waren die Vertheidigungsanstalten auf das Beste eingerichtet.

Vergebens stürmten die Feinde mit aller Macht gegen die Mauern, vergebens flog ein Hagel von Pfeilen in die festen Bollwerke und Brustwehren.

Zwar die Vorstädte waren dem Anpralle der Feinde bald unterlegen und auch Kloster-Hradisch wurde zerstört, wie an anderer Stelle dieses Buches erzählt wird, aber der Stadt selbst konnten die Feinde nichts anhaben.

Wohl erfüllten Kampfforn und Rachebegierde die Brust eines jeden Vertheidigers, als die Barbaren hohnlachend mit den aufgespiessten Köpfen der gefallenen Helden von Kloster-Hradisch um die Mauern sprengten, und ungestüm verlangte man von dem Feldherrn einen Ausfall.

Jaroslav jedoch, wohl einschend, dass die kleine Anzahl der Besatzungsmannschaft gegen die ungeheure Ueberzahl

der Feinde nichts ausrichten könne, erfüllte diesen Wunsch nicht und wartete ab, bis die Feinde, ermüdet durch die Resultatlosigkeit des täglichen Angriffes, anfangen, sich der Verpflegung wegen im Lande zu zerstreuen.

Jetzt erst glaubte er, dass es Zeit sei zu handeln. Am 24. Juni berief er seine Feldhauptleute und die Anführer der Bürgerschaft zu sich und theilte ihnen mit, dass die Stunde des Kampfes gekommen sei und dass noch in dieser Nacht der Ausfall in's feindliche Lager geschehen werde.

Um die Mitternachtsstunde waren die Krieger sammt den Bürgern von Olmütz vor der Frohnleichnamskirche versammelt, in der ein feierlicher Gottesdienst um Verleihung des Sieges in der bevorstehenden schweren Stunde abgehalten wurde. Jaroslav selbst leistete in dieser feierlichen Stunde das Gelübde, im Falle des Sieges eine Kirche zu bauen, empfing mit den Vornehmsten seiner Führer die Sacramente, hielt sodann eine ergreifende Ansprache an seine Krieger und gab das Zeichen zum Aufbruche.

Dem Heere voran schritt ein Esel, der auf seinem Rücken fünf geweihte Hostien trug.

Die Nacht war dunkel und sternenlos.

In aller Stille wurden die feindlichen Wachen niedergemacht und bald war das feindliche Lager selbst erreicht, in dem die wackeren Kämpfer ein grässliches Blutbad anrichteten.

Das begeisterte Feldgeschrei der Christen, das ängstliche Geheul der in ihren Zelten überfallenen Mongolen vollendeten die Verwirrung des Feindes.

Peta (oder Paidar), der Anführer der Mongolen, drang mit verzweifeltem Muthe auf die Christen ein, und Mancher fiel von seinem Schwerte. Endlich erlegte ihn Jaroslavs tapferer Arm.

Schon graute der Morgen; noch immer wogte der Kampf unentschieden hin und her, denn noch viel zu zahlreich waren die Feinde und immer neue Schaaren kamen aus der Ferne zum Schauplatze des Kampfes.

Da hielt Jaroslav den Rückzug für klug und führte seine Krieger in guter Ordnung wieder in den Schutz der Mauern.

Die Christen hatten viele tapfere Kämpfer verloren, aber auch glänzende Beute gemacht. Die Barbaren, erschreckt über die zahlreichen Verluste, die sie in dem nächtlichen Kampfe erlitten, hoben schon in den nächsten Tagen die Belagerung auf, nachdem sie ihre Todten verbrannt und alle gefangenen Christen erschlagen hatten.

Unbeschreiblich war der Jubel der befreiten Stadt, in der Jaroslav zur Erfüllung seines Gelübdes die Marienkirche erbaute, während seine Gemahlin ein Kloster und eine Kirche für die Schwestern des Ordens der heiligen Clara gründete.

Um das Andenken dieses Ereignisses festzuhalten, verewigte der bekannte Olmützer Maler Christof Hanke die erzählten Einzelheiten in einer sehr gelungenen Freske, welche den Plafond des Frohnleichnamskirchleins — gegenwärtig des protestantischen Bethauses — schmückt.





### Der Tod des Königs Wenzel III.

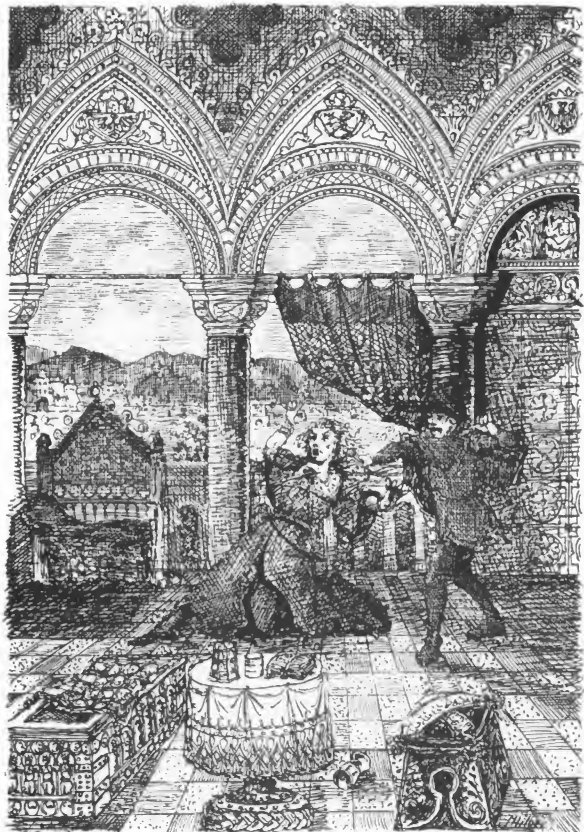
Tief betrauert von seinem Volke, dessen Wohlfahrt er in jeder Weise gefördert hatte, starb König Wenzel II. am 21. Juni 1305 und ihm folgte in dem jugendlichen Alter von kaum 17 Jahren sein Sohn gleichen Namens auf dem Throne.

Nur gering waren die Hoffnungen, welche die Würdenträger des Reiches und das Volk auf die Regierung des nicht unbegabten, aber etwas ausschweifenden Prinzen setzten.

Indessen zögerte dieser nicht im Mindesten, die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand zu ergreifen, und es fragte sich, ob Wenzel III., wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre, nicht doch wohl sich in einen würdigen Nachfolger seines Vaters verwandelt hätte.

Die Vorsehung gönnte ihm die Zeit nicht, seine jugendlichen Thorheiten vergessen zu machen; der Tod rief ihn plötzlich ab, nachdem er die Kronen Böhmens, Polens und Mährens etwas länger als 13 Monate getragen hatte.

Im Begriffe, mit einem Heere nach Polen aufzubrechen, um dort mit bewaffneter Hand wohlverworbene Rechte zu schützen, war er Ende Juli 1306 in Olmütz eingetroffen, das zum Sammelplatze der Truppen bestimmt worden war.



Er hatte sein Absteigequartier in der Domdechantei\*) genommen, welche damals von dem Landesunterkämmerer Albert von Sternberg bewohnt wurde. Hier war es, wo den Herrscher die Hand eines Mörders treffen sollte.

Wenzel hatte am 4. August, nachdem er die mittägliche Mahlzeit eingenommen hatte, seine Dienerschaft entlassen und erging sich im leichten Hauskleide in dem offenen nach Norden zu gelegenen Säulengange des Hauses, welcher Schutz gegen die Hitze bot, als ein fremder Mann, unbemerkt von den Wachen, eintrat und den waffenlosen König mit einer Stichwaffe durchbohrte.

Aufstöhnend sank der Getroffene zurück und war in wenigen Augenblicken eine Leiche. Der Mörder aber, der jetzt den raschen Versuch machte, zu flüchten, verfehlte die richtige Thür, wurde nunmehr von der Dienerschaft bemerkt, festgehalten und, als man die Leiche des Königs sah, in der ersten Aufregung niedergestochen. Seinen Leichnam warfen die Diener den Hunden vor, die ihn verzehrten.

Man nimmt an, dass der Mörder, der von den Chronisten Conrad von Mülhov genannt wird, nicht im eigenen Namen handelte, sondern von missliebig gewordenen oder unzufriedenen Unterthanen zu der That gedungen war.

Die Leiche des Königs wurde zuerst vor dem Hochaltar der Olmützer Domkirche, später in der Familiengruft zu Königsaal beigesetzt.

Eine in der Eckmauer des rückwärtigen, nördlichen Theiles der Domdechantei auf einem offenen, die Aussicht gegen Kloster-Hradisch bietenden Gange angebrachte Steinplatte enthält nachstehende Inschrift:

---

\*) Die Domdechantei wurde 1267 nach dem Brande der Domkirche (1265) an der Stelle, wo sie heute steht, von dem Domdechant Bartholomäus erbaut. Im Jahre 1306 hatte der oberste Landesbeamte Albert von Sternberg das ganze Haus in Miethe.

DIE IV. AUGUSTI MCCCVI — VENCESLAUS III. — BOEMLÆ ET  
 POLONIÆ REX—STIRPIS PRZEMISLÆÆ. ULTIMA PROLES. —  
 EXERCITUM. POLONIAM. VERSUS. — OLOMUTII CONTRAHENS.  
 — A CONRADO DE MUELHOVE. — HOC. IN. DEAMBULATORIO.  
 OCCISUS. EST. (Am 4. August 1306 ist Wenzel III., König von Böhmen  
 und Polen, der letzte aus dem Stamme der Přemysliden, während seiner An-  
 wesenheit in Olmütz, wo er ein Heer gegen Polen sammelte, von Conrad  
 von Mülhov in diesem Gange ermordet worden.)





## Der Zigeunerausfall.

an schrieb das Jahr  
1430.

Warmer Sonnenschein vergoldete die frühlingsgrüne Landschaft und die Dächer

und Thürme der Festung Olmütz. Die Bürgerwache am Ostrathore\*) hatte sich in die kühle

Halle, die zwischen der äusseren und inneren Stadtmauer an der rechten, dem Dome zugekehrten Seite angebracht war, zurückgezogen; nur der diensthabende Posten wandelte schläfrig auf der Gallerie

oberhalb des Thores hin und her, manchmal nur einen Blick auf die Strasse werfend, die sich jenseits der Ostravorstadt bald in der bewaldeten Landschaft verlor.

\*) Das spätere »Burgthor«.



Da erregte eine seltsame Gesellschaft von Wanderern, die sich rasch der Stadt näherte, die Aufmerksamkeit des Postens. Dass er fahrendes Volk vor sich habe, daran zweifelte der Mann nicht, als er die Leute eine Weile scharf in's Auge gefasst hatte. Dafür sprachen die zerlumpete Gewandung der einzelnen Personen und der rohe Holzkarren, welcher ihnen, von zwei mageren Pferden gezogen, folgte. Aber als die Leute immer näher kamen und der Beobachter schon die Gesichtszüge der einzelnen Personen unterscheiden konnte, stutzte er, und die Armbrust zurecht legend, scheuchte er mit lautem Rufe die Wachefährten aus der Halle unter die Thorwölbung.

Da waren die verdächtigen Fremden auch schon angekommen. Ein lautes Halt! hiess sie vor dem Thore stille stehen.

Doch nur die Füsse, nicht die Zungen standen. Lebhaft sprachen die Leute aufeinander und auf die Bürger ein, die ihnen den Eintritt in die Stadt mit vorgehaltener Waffe wehrten.

Fremd wie ihre braunen Gesichter, ihre schwarzen Haare und ihre Gesten war den Olmützern auch ihre Sprache. Keiner von ihnen hatte jemals solches Volk gesehen, obwohl einige von ihnen ältere Leute waren und überhaupt alle schon manchen Strauss mit den Hussiten tapfer bestanden hatten.

»Ich schätze, dass es das Beste ist, wenn wir das Gesindel so weit als möglich fortjagen,« meinte einer der Bürger. »Wer weiss, welche Teufel der Hölle sich in den braunen, schmutzigen Menschenleibern verbergen.«

»Ei was, es sind ja doch Menschen wie wir,« meinte ein Anderer. »Dascht nur, wie schelmisch die Dirne dort Euch anguckt.«

»Na, Ihr habt einen seltsamen Geschmack, Nachbar,« sagte der Erste sich schüttelnd.

Sein Genosse lachte, trat sodann der verdächtigen Gesellschaft mit erhobener Waffe näher und heischte mit lauter Stimme Auskunft über Woher und Wohin.

Noch lebhafter als vorhin sprachen jetzt die Fremden aufeinander ein. Nachdem der Lärm eine kurze Weile gedauert

hatte, trat ein älterer Mann mit blitzenden Augen und langem schwarzen Barte aus dem Haufen vor und hielt ein zusammengefaltetes Pergament, an dem ein grosses Siegel hing, dem Frager hin.

Dieser nahm dasselbe in Empfang und war im Begriffe, es dem Thorschreiber zu überreichen, den der Lärm ebenfalls aus seinem Verschlage getrieben hatte, als der reiche Herr und Consul Johann Vorlauf mit seiner Tochter, einem hübschen Mädchen von etwa 20 Jahren, von der Stadtseite her gegen das Thor zu kam, um in der Vorstadt irgend eine Besorgung auszurichten.

»Ihr kommt wie gerufen, wohlédler Herr,« sagte der Thorschreiber und überreichte das Pergament aus den Händen des Wachmannes dem Consul, »vielleicht könnt Ihr uns Auskunft über den Inhalt dieses Schreibens und über die verdächtige Gesellschaft vor dem Thore geben.«

Der Consul entfaltete das Pergament, betrachtete das Siegel und begann zu lesen. Kopfschüttelnd hielt er inne und warf einen Blick auf die vor ihm stehende seltsame Sippschaft.

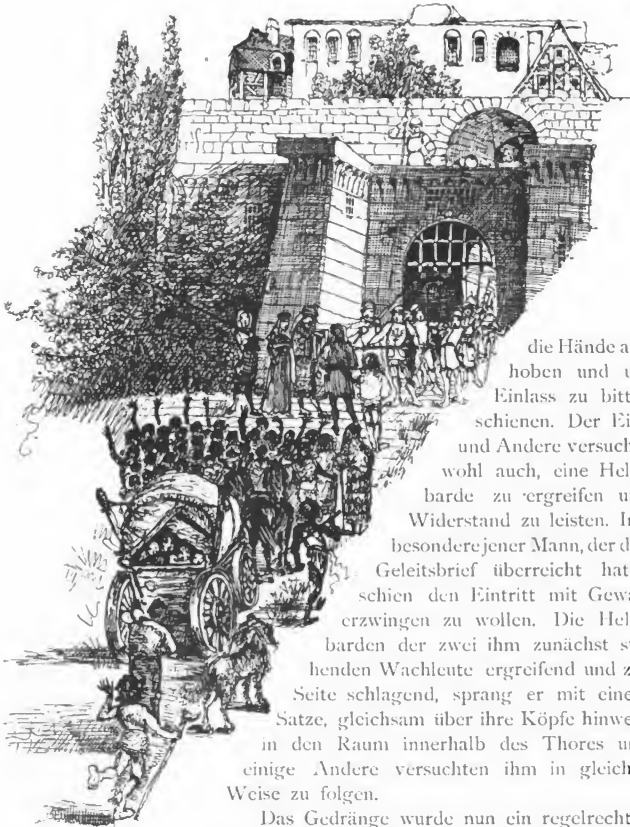
»Es ist des Kaisers Siegel,« sprach er dann, »und ein Geleitsbrief für ein fremdes Volk, das sich Manusch oder Rom nennt. Täuscht mich das Gedächtniss nicht, so sah ich ihresgleichen schon vor Jahren in der Donaustadt, doch nannte man sie dort Zygani.«

»So glaubt Ihr, dass wir dem Volk die Thore unserer Stadt öffnen sollen?« frug der Thorschreiber.

»Mit nichten; 's ist fahrendes Volk und nichts Gutes von ihm zu erwarten.«

Man versuchte die Weisung des Consuls auszuführen. Mit vorgestreckten Hellebarden drängte man die Fremden an die Aussenseite des Thores und befahl ihnen mit lauter Stimme und nicht misszuverstehender Geberde, weiter zu ziehen.

Die Fremdlinge gaben aber nur theilweise Raum, und wo die Hellebarde nicht unmittelbar das Leben bedrohte, drangen sie schreiend und kreischend wieder vor, indem sie



die Hände aufhoben und um Einlass zu bitten schienen. Der Eine und Andere versuchte wohl auch, eine Hellebarde zu ergreifen und Widerstand zu leisten. Insbesondere jener Mann, der den Geleitsbrief überreicht hatte, schien den Eintritt mit Gewalt erzwingen zu wollen. Die Hellebarden der zwei ihm zunächst stehenden Wachleute ergreifend und zur Seite schlagend, sprang er mit einem Satze, gleichsam über ihre Köpfe hinweg, in den Raum innerhalb des Thores und einige Andere versuchten ihm in gleicher Weise zu folgen.

Das Gedränge wurde nun ein regelrechter Kampf. Erbarmungslos begannen die Wachmannschaften von ihren Waffen Gebrauch zu machen, und bald röhrete Blut das Steinpflaster der Thorhalle.

Der Zigeuner, der durch einen Gewaltstreich das Innere des Thorbogens erreicht hatte, wurde durch den Schlag einer Hellebarde zu Boden geworfen, bevor er noch Zeit fand, sich mit einem rasch hervorgezogenen stiletartigen Messer zur Wehre zu setzen.

Endlich war es gelungen, die Fremden nach auswärts zu drängen, und um dem Getümmel ein rasches Ende zu machen, sollten die Thorflügel geschlossen werden. Aber gerade in dem Augenblicke, in welchem der Riegel vorgeschoben werden sollte, drängte sich noch eine schwarzhaarige Dirne des fremden Volkes mit einer schlangengleichen Bewegung ein und schlüpfte zwischen den mit dem Schliessen des Thores beschäftigten Männern durch. Ihr Auge fiel auf den verwundet daliegenden Mann, und mit einem Schrei sprang sie auf ihn zu.

Der Arm eines Wachmannes griff nach ihr, um sie emporzureissen. Da zog sie blitzschnell ein Messer unter dem Kleide hervor und stiess nach ihm. In's Herz getroffen, fiel der Mann rücklings zu Boden. Die Dirne aber, nach der jetzt zehn Arme griffen, war mit einem Sprunge emporgefahren und lief mit Windeseile dem Inneren der Stadt zu.

Die Wachen eilen ihr nach, ohne sie einholen zu können. Endlich biegt sie in das schmale Gässchen ein, welches die Domdechantei von der Domkirche trennt und zur Höhe der Stadtmauer führt, hinter welcher der hohe Felsen steil zur Tiefe abfällt.

Nun kann sie den Verfolgern nicht mehr entgehen. Man sperrt den Eingang des Gässchens ab und ist des gefangenen Weibes sicher.

Dieses gelangt an's Ende des Gässchens, läuft pfeilgeschwind die Stufen zur Mauer empor und sieht nun keinen Ausweg mehr vor sich. Schon sind ihr die Verfolger an den Fersen. Da stürzt sie sich mit jähem Schwunge hinab, und zerschmettert rollt ihr Körper über die Vorsprünge des Felsens in die Tiefe des Wallgrabens.

Seither nannte man den Ort, wo das erzählte Ereigniss stattgefunden hatte, den Zigeunerfall und, um das Andenken daran nicht ganz verschwinden zu lassen, wurde ein kleines Ausfallspörtchen, das im vorigen Jahrhunderte bei der Neuanlage der Festung in der Nähe der Domdechantei angelegt wurde, Zigeunerausfall genannt.





## Die getäuschten Hussiten.

Es war an einem Sommermorgen des Jahres 1432. In der Umgebung der Stadt Olmütz herrschte lebhaftes, kriegerisches Treiben und auch auf den Bastionen und Wallmauern der Stadt regten sich trotz der frühen Stunde schon tausend Hände, denn heute durfte man einen Hauptsturm der Hussiten erwarten, die nun schon seit vier Wochen die Stadt umzingelt hielten und in wiederholten Angriffen die Einnahme versucht hatten.

Die tapferen Olmützer Bürger, unter dem Befehle des eisernen Bischofs und Cardinals Johann, hatten bisher alle Anstrengungen des Feindes zunichte gemacht, alle Angriffe heldenmüthig abgewiesen.

Heute blickten sie aber mit Besorgniss in's Land hinaus, denn sie wussten wohl, dass im Laufe des gestrigen Tages neue Banden die Streitmacht des Gegners vermehrt hatten, während ihre eigenen Kräfte in den letzten acht Tagen durch

so manchen Verlust geschwächt worden waren.

Prokop der Kleine, der hussitische Feldherr, ging zornig in seinem Zelte auf und ab und hörte auf die Vorschläge seiner Feldhauptleute, die mit dem Hauptsturme zu warten riethen, bis die Besatzung durch kleine Angriffe noch grössere Verluste erlitten habe. »Genug,« rief er endlich mit Grimm, »meine Geduld ist zu Ende, noch heute zahlt mir die Stadt mit dem Blute ihrer Bürger die Schuld. Bis um die Mittagsstunde muss der Ort in unserem Besitze sein oder ich verlasse eine Gegend, in der die Tapferkeit meiner Führer zu Schanden wird an den Hieben elender Krämer. Und nun an's Werk, gebt den Befehl zum Sturme!«

Der Feldherr hatte es laut und vernehmlich gesprochen. Die Feldhauptleute verliessen das Zelt, und kaum eine halbe Stunde später rüsteten sich ihre Haufen zum Sturme.

Bald durchbraust das Schlachtgeschrei der Hussiten den Plan und in blutigem Ringen prallen Angreifer und Vertheidiger auf den Wällen zusammen. Schwerter und Partisanen, Hellebarden und Morgensterne verrichten ihr blutiges Werk, und der Tod hält reiche Ernte unter den Kämpfenden.

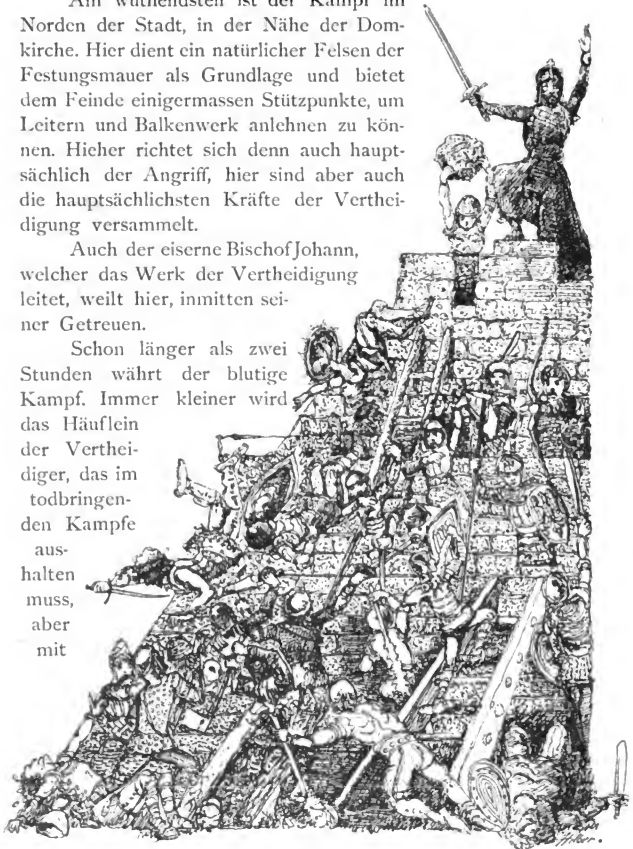
Mit ruhiger Tapferkeit erwehren sich die Olmützer Bürger und ihre Bundesgenossen aus Neustadt und Littau des ungestümen Angriffes. Keinen Fuss breit weichen sie, umsonst ist die waghalsige Kühnheit der Hussiten, die an vielen Stellen den Versuch machen, mit Hilfe von Leitern die Mauern zu erklettern. Wohl gelingt es Vielen, zur Höhe zu kommen, aber nur um den Tod zu finden und in die Tiefe des Grabens herabgeschleudert zu werden.

Noch sind die Verluste der Vertheidiger nicht bedeutend, noch leisten sie an allen Punkten zähen Widerstand, aber je höher die Sonne steigt, desto mühsamer wird der Widerstand. Wie Pilze nach dem Regen emporschiessen, so mehrt sich die Zahl der Angreifer. Wie viele auch die Waffen der Vertheidiger fallen, immer wieder ergänzen sich die Lücken und mit neuer ungebrochener Kraft stürmen neue Feinde heran.

Am wüthendsten ist der Kampf im Norden der Stadt, in der Nähe der Domkirche. Hier dient ein natürlicher Felsen der Festungsmauer als Grundlage und bietet dem Feinde einermassen Stützpunkte, um Leitern und Balkenwerk anlehnen zu können. Hieher richtet sich denn auch hauptsächlich der Angriff, hier sind aber auch die hauptsächlichsten Kräfte der Vertheidigung versammelt.

Auch der eiserne Bischof Johann, welcher das Werk der Vertheidigung leitet, weilt hier, inmitten seiner Getreuen.

Schon länger als zwei Stunden währt der blutige Kampf. Immer kleiner wird das Häuflein der Vertheidiger, das im todbringenden Kampfe aus-  
halten  
muss,  
aber  
mit





unbezwinglichem Heldenmuth e erfüllt noch Jeder seine Pflicht, entschlossen, lieber zu sterben als zu weichen und die Stadt dem erbarmungslosen Feinde preiszugeben.

Unbekümmert um den Pfeilregen, mit dem der Feind die Wälle überschüttet, schreitet der Feldherr selbst auf die Höhe der Mauer, wo die Gefahr am grössten ist, und ruft den Kämpfern seine Befehle zu.

Eben schickt sich ein Hussite an, dem eisernen Bischof von rückwärts ein Schwert in den Leib zu stossen. Glücklicherweise wendet sich der Feldherr — man nannte ihn nicht umsonst den eisernen Bischof — in diesem Augenblicke und bemerkt das Vorhaben. Nur einen Griff thut er nach dem Verwegenen und schleudert ihn mit starkem Arme auf die innere Seite der Stadtmauer, wo der Krieger leblos liegen bleibt.

Unentschieden tobt der Kampf noch eine Weile fort. Bischof Johann ist von dem Walle herabgestiegen und beräth mit seinen Officieren, wie lange man sich noch werde halten können. Zu immer neuen Angriffen bläst das feindliche Horn und schon fliegen auch Pechkränze über die Mauer in die Stadt und Feuer droht den Angriff zu unterstützen.

»Wenn, es uns nur gelingt, bis zur Mittagsstunde auszuhalten,« meint jetzt einer der Räthe des Bischofs, »so sind wir gerettet. Prokop hat geschworen, die Stadt bis zum Mittag zu bezwingen, und will abziehen, wenn ihm das Vorhaben nicht gelingt.«

Der Bischof horchte auf.

»Woher wisst Ihr das?« frug er kurz.

»Der Mann dort, den Ihr vom Walle warft, sprach es höhrend, bevor er seine schwarze Seele aushauchte.«

Es mochte jetzt etwa die elfte Vormittagsstunde sein und es war kaum anzunehmen, dass man noch eine Stunde Widerstand leisten könne.

»Vielleicht gelingt's,« murmelte Bischof Johann leise. Dann winkte er entschlossen einem Manne seines Gefolges und sendete ihn mit einem Auftrage zur Domkirche. Er selbst

aber hob betend die Hände zum Himmel und sprach: »O hilf uns allmächtiger Gott, den wir bekennen im Frieden und im Kriege. Mache uns nicht zum Spotte der Feinde und lege deine Hilfe in den Ton der Glocke, welche dir zu Ehren geweiht wurde.«

Entschlossen stieg der Feldherr wieder auf die Mauer, wo der Kampf weiter tobte.

Da plötzlich schallt durch das Brausen und den Lärm des Streites ein heiliger, hehrer Glockenklang. Staunend hören ihn die Vertheidiger, ingrimmig vernimmt ihn Prokop der Kleine, der ihn für das Mittagszeichen hält und wüthend den Befehl gibt, den Kampf einzustellen und den Rückzug anzutreten.

»Ich habe gelobt, die Stadt zu nehmen oder abzuziehen,« sprach er zu seinen Führern, »und unbeugsam steht mein Wort da.«

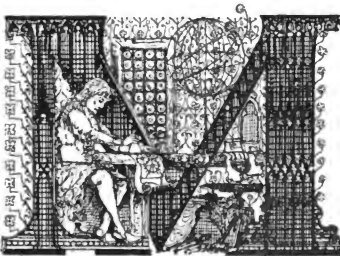
So hat der Bischof durch eine entschlossene, fromme List die Stadt gerettet, und zum ewigen Andenken daran wurde seit diesem Tage das Mittagläuten in der Domkirche schon um 11 Uhr abgehalten.

Die Sage ist weit und breit bekannt und wird auch von der St. Peterskirche in Brünn erzählt, wo sie in Zusammenhang steht mit der Belagerung Brünns durch Torstenson im Jahre 1645.





## Die Rathhausuhr und ihr Meister.



eister Anton Pohl, der weit und breit bekannte Mechaniker, hatte eben Feierabend gemacht und sass mit seiner Hausfrau Ludowika und seinem schönen Töchterlein Anna in traulichem Zwiegespräche.

Da öffnete sich die Thür und herein trat der reiche Handelsherr Otto, von seiner Vaterstadt Breslau der Breslauer genannt.

»Gott zum Grusse!« sagte der Handelsherr, indem er sich, der Einladung Meister Pohl's folgend, niederliess. »An den rothen Wangen Eures hübschen Töchterchens sehe ich, dass Euch mein Be-

such nicht allzu sehr überrascht. Mein Sohn Johannes hat mir mitgetheilt, dass er gestern bei Euch um die Hand Eurer Tochter geworben, und dass Ihr nicht dagegen seid, vorausgesetzt, dass auch ich meine Zustimmung gebe. Nun seht, auch

ich habe nichts dagegen, nur Eine Bedingung muss ich stellen. Ich bin nicht, wie Ihr, ein Landeskind und ungewiss ist's noch, ob mich der Rath in eure Mitte aufnimmt. Auch bin ich Kaufmann und mein Vermögen steckt in allerlei Handelsunternehmen. Wie leicht kann ich es verlieren! Drum muss die Braut meines Sohnes eine Mitgift haben, und hundert Mark müssen es wenigstens sein. Könnt Ihr diese Summe beschaffen, Meister Pohl?»

Dieser seufzte schmerzlich.

»Hundert Mark! Wie sollte ich eine so hohe Summe zusammenbringen. Kaum dass ich durch meine Kunst die Nothdurft des Lebens verdiene. Da wird mein Kind wohl auf sein Glück verzichten müssen.«

»Wer weiss, Meister?» entgegnete der Kaufherr. »Ihr geltet weit und breit als ein berühmter Künstler, und wie ich höre, hat Euch der wohlweise Rath einen grossen Auftrag zugetheilt. Führt ihn mit Geschick aus und dann mögt Ihr wohl so viel verdient haben, wie ich verlange. Drei Jahre gebe ich Euch Zeit. Habt Ihr dann das Geld beisammen, soll mir keine als Schwiegertochter willkommener sein, als Eure Anna. Damit Gott befohlen, Meister!«

Hallenden Schrittes verliess der Kaufherr das bescheidene Gemach. Anna sank schluchzend an die Brust der Mutter, Meister Pohl aber begab sich wieder in seine Werkstatt, wo er schon seit Monaten an der vom Rathe bestellten Uhr arbeitete.

Traurig blickte er auf seine Instrumente und den Himmelsglobus, der vor ihm auf dem Tische stand.

Plötzlich kam Leben in die starre Gestalt, jugendliches Feuer schien aus seinem Auge zu leuchten.

»Das Uhrwerk soll etwas Unerreichbares für Andere sein,« rief er laut sich selbst zu. »Nicht nur Jahre, Monate, Tage, Stunden, nicht nur den vollständigen Kalender, nicht nur den Himmelsglobus und das ganze Sternensystem soll es enthalten, sondern auch eine Fülle der zierlichsten mechanischen Figuren, so wahr mir Gott in der letzten Stunde helfe.

Mag der Bürgermeister mir auch ein erbitterter Feind sein, weil ich meine Anna seinem Sohne, dem Wüstling, verweigerte, das Werk soll mir der wohlweise Rath doch loben und bezahlen. Alles für das Glück meines lieben Kindes!«

Ermattet sank er in seinen Arbeitsstuhl zurück und ein unruhiger, traumhafter Schlaf schloss ihm die Lider. Erst in früher Morgenstunde erwachte der Meister, gerade als seine Hausfrau im Begriffe war, ihn zu wecken.

»Mutter,« sprach er zu ihr, »mir war der Herr gnädig, und wenn er meine Hand stärkt, so ehlicht unser Kind in drei Jahren den geliebten Mann. Als ich Abends hier einschlief, hatte ich einen merkwürdigen Traum. Mir war, als vernähme ich eine leise, liebliche Musik, die aus weiter Ferne zu mir drang. Dann kam ein Engel, der einen Palmzweig trug. Anton — sprach er mich an — dein Flehen ist zu Gott gedungen. Komm und folge mir! Zitternd ergriff ich seine Hand, und siehe, er führte mich zum Rathhausthurm. Da summten und schnurrten zahlreiche Räder, und in gleichmässigem Tiktak hörte ich einen Perpendikel gehen. Aufblickend sah ich den Bau einer herrlichen Riesenuhr. Wer hat dieses Kunstwerk erbaut? frug ich meinen Begleiter. Es ist Euer Werk, Meister, antwortete dieser. Entzückt wollte ich es näher betrachten, da war mein Begleiter verschwunden und an seiner Stelle sah ich den Bürgermeister, der hohnlächelnd auf das Kunstwerk zeigte. Ich blickte hin, da zeigte sich in der Mitte des Stundenfeldes meine eigene Gestalt mit leeren Augenhöhlen. Erschreckt will ich aufschreien, denn in demselben Augenblicke stürzt auch der Bau ein und begräbt den Bürgermeister unter den Trümmern.«

»Armer Mann,« sagte die Gattin und legte ihr thränenbehaftetes Gesicht an seine Wange. »Welch einschrecklicher Traum!«

»Und würde er selbst zur Wahrheit, so beginne ich doch mit Gottes Hilfe morgen die Arbeit nach einem neuen Plane. Der wohlweise Rath lohnt es mir dann wohl mit hundert Mark, die das Glück unseres lieben Kindes sichern.«

Von diesem Tage an sah man den wackeren Meister nirgends anders als an seinem Arbeitstische, vergraben in Maschinen, Räderwerk, Metallen und mechanischen Figuren. Tag und Nacht war er beschäftigt und gönnte sich kaum Zeit zum Essen und Schlafen.

Kaum ein Jahr war vergangen, als das Kunstwerk schon fertig in der Nische des Rathhauses prangte.

Am Sonntage vor Ostern sollte es von der Stadt übernommen und enthüllt werden.

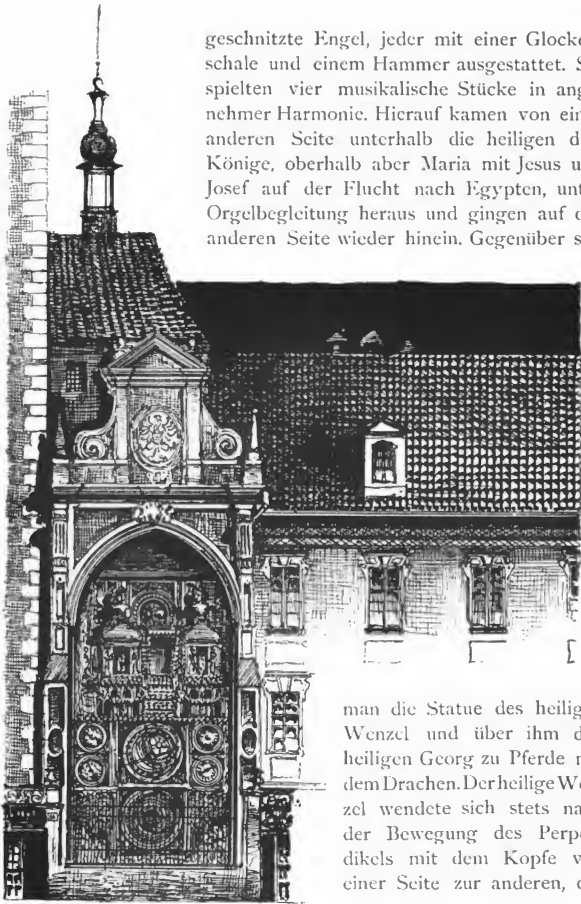
Der Gottesdienst war beendet und vor dem Rathhause stand lautlos die harrende Menge; Meister Pohl, den blanken Degen an der Seite, sammt Gattin und Tochter mitten darin und freundlich begrüßt von allen Seiten.

Als die zwölfte Stunde schlug, fielen die Hüllen, welche das Kunstwerk verdeckt hatten, und in freudigem Staunen hörte die Menge ein ungemein liebliches Glockenspiel, das die überraschenden Bewegungen der mannigfaltigen mechanischen Figuren begleitete. In der ersten Abtheilung des unteren Kunstwerkes waren alle Tage des ganzen Jahres mit Buchstaben und Zahlen zu sehen. Ein seitwärts stehender Engel deutete mit einem Stabe auf das jeweilige Datum. Ferner war hier zu sehen der ganze sonstige Kalender; der Sonntagsbuchstabe, die Epakten, der Römerzins und die Kirchenfeste konnten abgelesen werden.

In der zweiten Abtheilung aufwärts war das Astrolabium angebracht, welches die Fixsterne, den Thierkreis und den Sonnenlauf auf einer Tafel umfasste. Rings um diese waren 24 Stunden gezeichnet, eingetheilt in Stunden des Tages und der Nacht. Der Sonnenzeiger wies die Tages-, der Mondzeiger die Nachtstunden. Von hier aus führte ein eigenes Räder- und Stangenwerk durch die Magistratsregistratur bis in den Rathssaal, wo zwei Zifferblätter, ein deutsches und ein altböhmisches, durch das Werk bedient wurden.

Das Reizendste an der Uhr jedoch waren die mechanischen Figuren der dritten Abtheilung. Da sah man sechzehn kunstvoll

geschnitzte Engel, jeder mit einer Glockenschale und einem Hammer ausgestattet. Sie spielten vier musikalische Stücke in angenehmer Harmonie. Hierauf kamen von einer anderen Seite unterhalb die heiligen drei Könige, oberhalb aber Maria mit Jesus und Josef auf der Flucht nach Egypten, unter Orgelbegleitung heraus und gingen auf der anderen Seite wieder hinein. Gegenüber sah



man die Statue des heiligen Wenzel und über ihm den heiligen Georg zu Pferde mit dem Drachen. Der heilige Wenzel wendete sich stets nach der Bewegung des Perpendikels mit dem Kopfe von einer Seite zur anderen, der

heilige Georg aber wechselte mit dem Drachen den Ein- und Ausgang.

Noch weiter oben standen vier Männchen, von denen das erste eine Glocke mit dem Stricke läutete, das zweite die Stundenzahl mittelst einer Korallenschnur abzählte, das dritte die Stunden mit je einem Hammerschlage begleitete und das vierte eine Trompete zu blasen begann, sobald die Schläge verhallt waren.

Als nun alle diese Kunstwerke beim Schlage der Mittagstunde in Bewegung geriethen, erscholl lauter Jubelruf, und Meister Pohl wurde von allen Seiten gelobt und gepriesen.

Der Künstler aber, der so Herrliches geschaffen, stand mit abgezogenem Barette vor den Herren des hohen Rathes und empfing deren Lobsprüche, sowie einen Lohn von hundert\*) Mark für die wunderbare Arbeit.

Nur der neidische Bürgermeister stand mit düsterer Miene da. Einen Fluch auf den Lippen, verliess er die freudig erregte Menge. Der reiche Breslauer aber bot der lieblichen Tochter des Meisters Pohl den Arm — sein Sohn geleitete Mutter und Vater — und gefolgt von der jubelnden Menge, ging es nach dem Kaufmannshause, wo die Verlobung Annas mit Johannes gefeiert wurde.

Einige Jahre verflossen für Meister Pohl und seine Tochter, die zwei holde Knaben besass, in ungetrübtem Glücke. Der Name des geschickten Mechanikers war bereits in ganz Deutschland bekannt. Von weit und breit waren Fremde nach Olmütz gekommen, um das Kunstwerk anzustauen, unter ihnen auch der hochberühmte Canonicus und Rector der Wiener Universität Thomas Ebendorfer von Haselbach.

Dieser hatte mit Pohl wegen Herstellung einer gleichen Uhr für Wien Rücksprache genommen. Der Meister hatte zugesagt, und bald war der ehrenvolle Auftrag allgemein bekannt.

---

\*) Die thatsächlichen Kosten beliefen sich auf  $92\frac{2}{3}$  Mark oder 156 Schock böhmische Groschen.



Plötzlich erhielt Meister Pohl den Auftrag, vor dem ehrsamem, wohlweisen Rathe zu erscheinen.

Der Bürgermeister, umgeben von den Rathmännern, empfing ihn mit gebieterischer Miene und sprach:

»Man erzählt sich, Meister, dass Ihr versprochen habt, der Stadt Wien eine Uhr zu liefern, welche die unserige an Kunst und Pracht noch übertreffen soll. Ich gebe Euch nun zu bedenken, dass Ihr uns zuerst zugesagt habt, ein Kunstwerk zu schaffen, wie keine andere Stadt der Welt ein solches aufzuweisen hätte. Nun habt Ihr bis zur Stunde Euer Wort ehrlich gehalten. Allein Ihr brächet es, wenn Ihr den Wienern ein gleiches Kunstwerk liefertet. Der wohlweise Rath aber wird Euch daran hindern. Was ist nun Euer Entschluss?«

Meister Pohl erwiderte ruhig. »Eure Rede, Herr, kann nicht Ernst sein. Gewiss versprach ich Euch, die Uhr für das Rathhaus so zu bauen, dass sie ihresgleichen nicht finden solle auf Erden. Und Ihr selbst gebt zu, dass ich mein Wort gehalten. Was für eine Verpflichtung hätte ich also noch gegen Euch? Wie könnt Ihr mir nun weitere Befehle ertheilen, meinen freien Willen einschränken wollen? Warum soll ich den Bewohnern Wiens nicht dieselbe Freude machen wie Euch? Gewiss, ich hab's dem hochwürdigen Canonicus versprochen und denke mein Wort zu halten. Wollt also die Güte haben, mir einen Geleitschein auszustellen.«

»Der Rath verweigert ihn,« antwortete finster der Bürgermeister.

»Dann muss ich ohne Geleitbrief meine Reise antreten,« sagte entschlossen Meister Pohl.

»Wie aber, wenn Euch der Rath verböte, die Stadt zu verlassen?«

»Das könnt Ihr nicht, dazu habt Ihr kein Recht.«

»Wie, kein Recht? Seht Euch vor, Meister! Die Folgen auf Euch, wenn Ihr das Gebot des Rathes übertretet und die Stadt verlasst!«

Meister Pohl zuckte die Achseln.

»Ich fürchte Eure Drohung nicht. Gott befohlen!«

Er verliess das Rathhaus und in wenigen Tagen war er zur Reise gerüstet. Aber gerade, als er das Pferd besteigen wollte, erschienen die Rathsboten und forderten ihn nochmals auf's Rathhaus.

Der ganze Rath sass in feierlicher, ernster Versammlung, als der Meister in den herrlichen Saal geführt wurde.

»Ihr wollt also die Gebote des Rathes, der Euch befahl, in der Stadt zu bleiben, nicht befolgen?« rief ihm der Bürgermeister von seinem Amtssitze zu, indem er nach der Seitenthüre zu winkte, hinter welcher die Züchtiger bereit standen.

»Und ich sage Euch nochmals, dass Ihr kein Recht habt, mich in Olmütz festzuhalten, dass Ihr mir die Reise nach Wien nicht verbieten könnt.«

»Wenn nicht das Recht — nahm jetzt ernsten Tones einer der Consuln das Wort — so doch die Macht. Das bedenkt, Landsmann, und unterlasst Eure Reise. Euer Versprechen wird dann für alle Zeit erfüllt sein und unsere Uhr thatsächlich ihresgleichen nicht haben in der ganzen Welt. Doch wollen wir Euch den Verzicht auf die Ausübung Eurer Kunst noch einmal mit hundert Mark entlohnen, so Ihr Euch unweigerlich verpflichtet, Olmütz nicht zu verlassen.«

»Ich kann's nicht, Herr, denn mein Wort bindet mich. Nicht um Geld und Gewinn ist's mir zu thun, doch dem Rufe der Kunst muss ich Folge leisten. So lasst mich denn im Namen Gottes nach Wien zieh'n, damit ich noch weiter der Welt durch meine Kunst nütze.«

Der Meister hatte es bescheiden und im Tone der Bitte gesprochen, aber am Tische der Rathsherren gab es nun eine lebhaft, leise geführte Besprechung.

»Zum letzten Male,« nahm endlich der Consul das Wort, welcher schon früher gesprochen, »frage ich Euch, Meister, wollt Ihr dem Befehle des Rathes gehorchen oder die Folgen Eures Ungehorsams tragen?«

»Ich kann Euch nicht gehorchen, wohledle und wohlweise Herren,« sagte langsam Anton Pohl.

Da winkte der Bürgermeister, und aus dem Nebenraume traten zwei Schergen, welche den greisen Künstler ergriffen und mit ihm in der Kammer verschwanden.

Eine geraume Weile verging in ernstem Schweigen des versammelten Rathes. Plötzlich hörte man aus dem Nebenraume einen entsetzlichen Angstschrei und bald darauf zerrten die Knechte des Züchtigers einen blinden Mann in den Rathssaal, der ohnmächtig zu Boden fiel.

Man hatte dem berühmten Meister das Augenlicht geraubt.

Ein Jahr war vergangen. Da stand der blinde Meister neuerdings vor dem Rathe.

»Ich fühle das Ende meiner Tage,« sprach er, »Ihr Herren, und will noch ein neues Kunstwerk Eurer Uhr einfügen, damit ihr Ruhm unübertrefflich bleibe.«

Man führte den Meister in den Thurm. Der aber griff mit fester Hand in das Räderwerk, erfasste einen Draht und zog ihn gegen sich. Da begann es im Innern zu summen und zu schnurren, zu hämmern, zu spielen und zu pfeifen. Alle Figuren begannen sich mit rasender Schnelligkeit in Bewegung zu setzen — ein Krach — und in alle seine Theile aufgelöst, zersprang das Kunstwerk. Am Fusse der Uhr lag der Bürgermeister, tödtlich getroffen durch den Sturz des herabfallenden schweren Perpendikels.\*)

\*) Aehnliche Sagen haben sich in allen Städten erhalten, die Kunstuhren besaßen. Wahrscheinlich ist wohl, dass einer dieser Kunstmechaniker in Folge übergrosser Anstrengung der Augen bei der Herstellung des Kunstwerkes erblindete. Meister Pohl wurde, so viel ist historisch sichergestellt, nicht geblendet, sondern liess sich später in Breslau nieder und baute auch dort eine weit und breit berühmte Kunstuhr.





## Der Rösselsprung.

n der Façade des Hauses Nr. 21 der Westseite des Niederringes fällt in der Höhe des zweiten Stockwerkes der Kopf mit dem Vorderleibe eines Pferdes in die Augen. Mit diesem plastischen Façadenschmucke wird eine Sage in Verbindung gebracht, welche dem Volksmunde in der nachstehenden Form geläufig ist.

Vor alten Zeiten lebte in diesem Hause\*) ein reiches, herrschaftliches Ehepaar, welches über eine zahlreiche Dienerschaft gebot. Der Graf und die Gräfin waren gute Menschen, die zahlreiche Wohlthaten übten. Kein Bedürftiger sprach vergebens an der Haus-

thüre vor. Jeder erhielt eine angemessene Gabe. Als nun der Graf und die Gräfin, denen das Schicksal keine Kinder be-

\*) Das Haus Nr. 21 (Engelmann) war im XVII. Jahrhundert im Besitze des Grafen Christof Philipp Lichtenstein.

schert hatte, älter wurden, überging die Führung des Haushaltes immer mehr an die Dienerschaft.

Insbesondere war es die Kammerjungfer der Gräfin, ein hübsches, nicht mehr ganz junges Frauenzimmer, die durch ihr unterwürfiges Wesen die Gunst der Gräfin vollständig zu gewinnen wusste und der in Folge dessen von der Gräfin die Schlüssel des Hauses und das Commando über die gesammte Dienerschaft des Hauses übertragen wurden.

Eine Zeit lang ging Alles gut. Da starb plötzlich der Haushofmeister, ein älterer Mann, der das Vertrauen des Grafen besessen und etwaige Uebergriffe der Kammerjungfer stets zu unterdrücken oder abzuweisen verstanden hatte. An seine Stelle trat ein jüngerer Mann, der, nachdem er sich über die Verhältnisse des Hauses im Allgemeinen unterrichtet hatte, bald herausfand, dass die Kammerjungfer der Gräfin das Vertrauen ihrer Herrin vielfach missbrauche.

Er nahm sich deshalb vor, ein aufmerksames Auge zu haben, liess aber inzwischen nichts von seiner Absicht merken. Uebrigens wurde die Kammerjungfer gegen den neuen Haushofmeister, der ein verhältnissmässig junger und schöner Mann war, immer freundlicher, und dieser merkte bald, dass ihn die Kammerjungfer mit einer Zuneigung bechre, die er durchaus nicht wünschte.

Er nahm auch die erste Gelegenheit wahr, um dies der Kammerjungfer deutlich zu machen. Trotzdem fuhr sie fort, ihn mit Aufmerksamkeiten zu verfolgen.

Der Haushofmeister wollte jedoch von der Kammerzofe nichts wissen und kümmerte sich nicht im Mindesten um ihre Gefühle.

Diese aber, welche von dem Haushofmeister nicht lassen wollte, braute aus verschiedenen Kräutern, die ihr ein altes Weib in's Haus brachte, einen Zaubertrank, um mit dessen Hilfe die Liebe des Haushofmeisters zu erringen.

Wer diesen Trank zu sich nehme, müsse Demjenigen, der ihn gekocht habe, auf Schritt und Tritt folgen, hatte das

alte Weib gesagt, als sie der Kammerzofe die Kräuter gebracht hatte.

Der Trank stand zum Genusse bereit auf einem Tische der Küche, als ein Stallknecht wegen irgend einer Besorgung hereintrat und das Gefäss mit dem Tranke unachtsam umwarf, so dass der Inhalt desselben zum grössten Theile in den Tränkkelb rann, den der Bursche in der Hand trug.

Aergerlich über den Ungeschickten, warf ihm die Kammerzofe auch noch den leeren Becher an den Kopf und jagte ihn hinaus.

Eine halbe Stunde später betritt sie den Hof des Hauses.

Da öffnet sich die Stallthür und ein Pferd stürmt eilig heraus.

Die Pferdewärter sind nirgends sichtbar.

Erschreckteilt die Kammerzofe in's Haus zurück und die Treppe hinan.

Hinter ihr stürmt zu ihrem Entsetzen das Pferd ebenfalls die Treppe herauf.

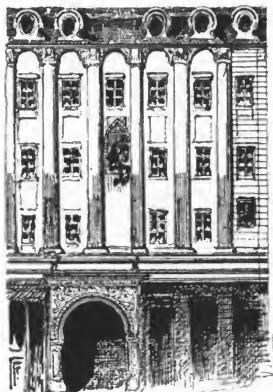
Immer weiter, die Bodenstiege hinauf, eilt die Kammerjungfer.

Aber auch das Pferd folgt ihr nach.

Schon hat sie die Bodenthür erreicht und nun glaubt sie sich in Sicherheit. Vergebens.

Mit dem Vorderfusse schlägt das Ross die schwache Thür ein und verfolgt das Mädchen auch hier.

Entsetzt versucht sie durch eiliges Hin- und Herlaufen dem Pferde zu entkommen. Umsonst. Dieses folgt ihr von Schritt zu Schritt.



Von Entsetzen geschüttelt, — denn schon drängt sich das Pferd an sie heran und scheint nach ihr mit dem Maule greifen zu wollen, — springt sie jetzt durch das kleine, offenstehende Bogenfenster hinaus. Sie will sich nur vor dem unheimlichen Pferde retten und bedenkt nicht, dass sie der Sprung von solcher Höhe herab tödten muss.

Aber auch das Pferd drängt sich mit dem Kopfe durch das kleine Fenster und strebt dem Mädchen nach, so lange, bis das Thier, in dem Fenster eingekeilt, weder vor- noch rückwärts kann und von den erschreckt herbeieilenden Leuten auf der Stelle getödtet werden muss.





## Sanet Crispins Schild.

s war an einem trüben Novembertage des Jahres 1556, als die Meister der chrsamen Schuhmacherinnung in ihrem Zechhause in ernster Berathung beisammen sassen. Nach Handwerksbrauch und Sitte waren die Angelegenheiten ihrer Zunft besprochen, besiegelt und die Schriften in die Zunftlade gelegt worden.

Der jüngste Geselle schickte sich eben an, den Deckel zu schliessen, als ihm der Aelteste, der chrsame Meister Sachanin einen Wink gab.

Erstaunt blickten sich die versammelten Meister und Gesellen an und harrten mit Neugierde auf das, was ihnen der Aelteste noch zu sagen habe.

»Mit Gunst und Verlaub, chrsame Meister und Gesellen,« nahm dieser nach einer kurzen Weile das Wort, »ich habe euch noch etwas mitzuthemen von wegen des Handwerks.





»Wie ihr wisst, hat der ehrsame Meister Hakenwalder bei unserem Zechbruder Schwarz ein Handwerksschild bestellt, wie's Brauch und Sitte ist bei den Corduanern unserer königlichen Stadt. Nun hat der lose Schelm Schwarz dem Meister Hakenwalder ein Schild gemalt, auf dem der Schützer unserer Zunft, Sanct Crispin, abgemalt ist, wie er sich von unserem Meister Hakenwalder eben das Mass zu einem Schuh nehmen lässt. Meister Hakenwalder verweigert aber dem Maler die Bezahlung, weil ihm scheinen will, als habe dieser ihn, den Meister in dem Bilde dem Gespött der Leute aussetzen wollen. Er will demnach unsern Spruch nach Handwerksbrauch und Sitte. Dort liegt das Schild. Betrachtet es und gebt eure Meinung ab, ehrsame Meister — von Rechtswegen.«

Schon während der Ansprache des Zunftältesten hatte es seltsam um die Mundwinkel der Meister gezuckt, und als dieser jetzt innehielt und der jüngste Geselle auf den Wink des Aeltesten einen verhüllten Gegenstand auf den Tisch stellte, dann das Tuch davon entfernte, erscholl ein lautes Lachen rings um den Meistertisch.

Was aber hier zur Schau gestellt wurde, war in der That ganz geeignet, allgemeine Heiterkeit zu erwecken.

Man sah auf einer nicht zu grossen Holztafel die Gestalt des Handwerksheiligen und vor ihm kniend die Allen wohlbekannteste Figur des Meisters Hakenwalder, aber so drollig verzerrt, dass Jeder unwillkürlich lachen musste, wenn er das Bild ansah.

»Mit Gunst und Verlaub, ehrenwerthe Meister — sprach, nachdem das Gelächter endlich verstummt war, einer der Meister. — Unser Zunftbruder Schwarz scheint mir wirklich ein Schelm, aber er ist ein ehrenwerther Mann und führt den Pfriemen so gut wie den Pinsel. Drum soll Meister Hakenwalder die Sache nehmen, wie sie ist, als Scherz, und dem Maler keinen Lohn bezahlen; dieser aber soll gehalten sein, dem Meister ein neues Schild anzufertigen, ohne Lohn, als Strafe für seinen Muthwillen. So geschieht ihm Recht und dem Andern kein Unrecht. Alles von wegen des Handwerks.«

Die Meister nickten Zustimmung, und der Zunftspruch wurde den Betheiligten bekanntgegeben.

Schon in der nächsten Zechensitzung lag das neue, von Meister Schwarz gefertigte Schild auf dem Tische vor der offenen Zunftlade, und mit neugierigen Gesichtern warteten die Meister auf die Enthüllung desselben, manche in der schadenfrohen Hoffnung, dass Meister Schwarz dem reichen Hakenwalder einen neuen Possen gespielt habe.

Diese fanden sich aber getäuscht.

Es war nicht gerade ein gewöhnliches Schusterschild, das der Aelteste endlich aus seiner Umhüllung löste, sondern vielmehr eine Art von plastischem Kunstwerk, das aber ganz gut ein Schuhmacherwappen vorstellen konnte. In einem zierlich abgeränderten Felde sah man einen Schnabelschuh hervortreten, dessen Spitze eine hübsch modellirte Eichel trug. Ein Pfeil durchbohrte den Schuh und in der rechten Ecke war eine Krone zu sehen.

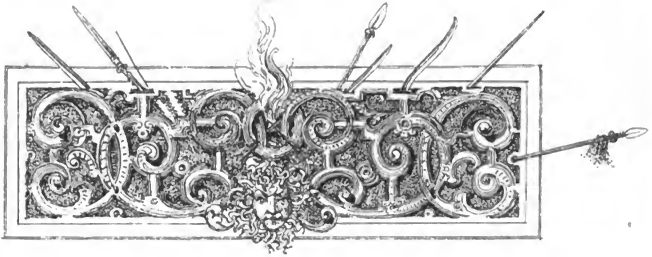
Die Meister kamen endlich überein, dass Schwarz durch das neue Werk seinen Muthwillen gut gemacht habe und Hakenwalder dieses ohne Gefährde des Spottes vor seine Werkstätte hängen solle.

Die Betheiligten wurden herbeigeholt, reichten sich zur Versöhnung die Hände, und St. Crispins Schild, wie es der Aelteste genannt hatte, kam vor der Werkstatt Hakenwalder's zu vollen Ehren. Lange noch zierte es seine und später seiner Söhne Werkstatt. Dem Hause\*) aber, an dem es zuerst aufgehängt worden war, blieb es bis zur Stunde erhalten. Einer der späteren Besitzer des Hauses, »Chrisdian Langer«, hat es »Anno 1718 renovird«, der gegenwärtige Besitzer des Hauses hat Sanct Crispins Schild bei dem in den letzten Jahren vorgenommenen Umbaue neuerdings reinigen und an der rechten Seite des Vorhauses einmauern lassen.

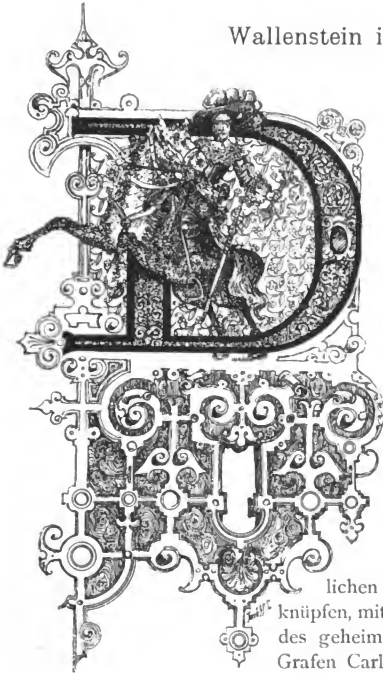
---

\*) Theresiengasse Nr. 2 und Oberring Nr. 20 (C.-Nr. 435). Meister Hakenwalder starb im Jahre 1567 und vermachte das Haus seiner Gattin Christine.





## Wallenstein in Olmütz.



er Name des berühmtesten katholischen Heerführers aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges ist auch mit der Geschichte unserer Stadt ziemlich enge verknüpft.

Zur Belohnung für die Dienste, welche Wallenstein dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark geleistet hatte, war er im Jahre 1617 zum Obersten ernannt und in den Grafenstand erhoben worden. Gleichzeitig vermählte er sich, um das Band,

welches ihn mit dem kaiserlichen Hofe verband, noch fester zu knüpfen, mit Isabella Katharina, Tochter des geheimen Rathes und Kämmerers Grafen Carl v. Harrach.

Wenige Monate später begannen in Prag die kriegesischen Wirren, welche erst dreissig Jahre später ein Ende nehmen sollten.

Die mährischen Stände hatten Wallenstein den Befehl über ein von ihnen aufgestelltes Regiment Fussvolk anvertraut. Schon beim Ausbruche der Unruhen in Prag waren die Häupter des Aufruhrs bemüht gewesen, Wallenstein, den sie als tüchtigen Kriegsführer und reichen Edelmann kannten, auf ihre Seite zu ziehen.

Dieser jedoch erklärte sich gleich anfangs mit aller Entschiedenheit für die Sache des Kaisers, obwohl sich die mährischen Stände selbst, von denen Wallenstein seine Bestallung hatte, bevor das Bündniss mit den Ständen Böhmens zum Abschlusse kam, für neutral erklärt hatten.

Seinen Vettern, den Herren von Waldstein, welche im böhmischen Heere dienten, liess er den nicht sehr freundlichen, aber aufrichtig gemeinten Gruss entbieten, »dass er sie dafür mit Prügeln und Ruthen tractiren wolle«.

Schlag auf Schlag folgten die Ereignisse.

Im April 1619 brachen die Truppen der böhmischen Stände unter dem Befehle Thurn's und Mansfeld's in Mähren ein und besetzten den südwestlichen Theil des Landes, während die mit Böhmen verbündeten schlesischen Truppen den nördlichen Theil bis Weisskirchen occupirten.

Ermuthigt durch diesen ersten glücklichen Erfolg, schlossen sich die protestantisch gesinnten Stände Mährens in Znaim formell dem Directorium an und zogen an der Spitze der aufständischen Truppen gegen Brünn, wo sich die katholischen Stände gleichzeitig versammelt hatten, um über die Lage schlüssig zu werden.

Die mährisch-ständischen Truppen waren bei Brünn und Olmütz concentrirt. In Brünn führte Oberst Nachod das Commando, die Truppen in Olmütz befehligte Wallenstein. Der Oberbefehl über die ganze mährisch-ständische Truppenmacht lag in den Händen des Cardinals Dietrichstein, der seine beiden

Feldherren ohne Weisungen liess und sie dadurch in eine sehr kritische Lage versetzte.

Beide waren jedoch entschlossen, die ihnen anvertrauten Truppen für Kaiser Ferdinand zu retten, und hatten durch geheime Boten den 30. April für die Durchführung ihres gemeinsamen Planes bestimmt.

An dem bezeichneten Tage liess Nachod sein Regiment den Marsch gegen Olmütz antreten. Aber noch im Angesichte der eben verlassenen Stadt sah er sich von seinen Officieren umringt, die wissen wollten, wohin er sie führe und in wessen Auftrag er handle. Nachod versuchte sich auf den Landeshauptmann Carl v. Zierotin auszureden. Die Officiere liessen das aber nicht gelten und verlangten einen Befehl der Stände, die allein über die Verwendung der Truppen zu entscheiden hätten.

Indem sie den Obersten Schelm und Verräther nannten, kehrten sie an der Spitze ihrer Truppen wieder nach Brünn zurück und liessen den Oberst im Stiche, der sich geraden Weges nach Wien begab.

Auch der Olmützer Commandant, Oberst Graf Waldstein, berief am 30. April Mittags seinen Oberstlieutenant zu sich und befahl ihm, mit neun Fähnlein seines Regimentes den Marsch gegen die ungarische Grenze zu anzutreten. Er selbst werde ihm in einigen Stunden mit dem zehnten Fähnlein nachfolgen.

Seine Absicht war, dort die Ankunft der Hilfstruppen abzuwarten, die der Kaiser aus Ungarn erwartete, und dann vereint mit ihnen nach Wien zu marschiren.

Der Oberstlieutenant tritt mit seinem Regimente den Marsch an. Da aber Wallenstein trotz seines Versprechens nicht nachkommt und der Oberstlieutenant, ein Protestant, der es mit den rebellischen Ständen hält, die Absichten seines Commandanten zu durchschauen beginnt und sie durchkreuzen will, kehrt er nach Olmütz zurück.

Schon neigt sich die Sonne zum Untergange, als das Regiment, das die Stadt erst vor wenigen Stunden verlassen



hat, durch das Katharinenthor und über den niederen Ring wieder seinen Einzug hält.

An der Spitze reitet der Oberstlieutenant. Finsteren Blickes sieht ihm Wallenstein, der sich bei der Nachricht von dem Einmarsche seines Regimentes auf's Pferd geworfen hat und nun an der Westseite des Rathhauses stille hält, entgegen.

Kaum erblickt er seinen ungehorsamen Oberstlieutenant, als er den Degen zieht, ihm entgegensprengt und ihn auf offenem Platze durchbohrt.

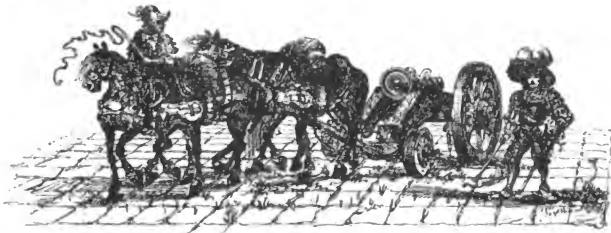
Der Officier sinkt als Leiche vom Pferde.

Eine solche Entschlossenheit erschreckt Alles.

Waldstein ernennt augenblicklich einen seiner Officiere zum Oberstlieutenant und erneuert seinen Befehl zum Ausmarsche, der nunmehr zum zweiten Male ohne Widerrede vollzogen wird.

Sodann begibt er sich, von einer Wache gefolgt, zu dem ständischen Landes-Steuereinnnehmer Biretta, zwingt ihn unter Todesandrohung zur Herausgabe des Landesvermögens in der Höhe von 96.000 Thalern, die auf bereitstehende Wägen verladen werden, und tritt nun mit diesem Schatze und dem Reste seines Regimentes noch in der Nacht den Marsch gegen Ungarn an.

Das confiscierte Landesvermögen brachte er ganz nach Wien; das Regiment aber war ihm nur bis zum kleinsten Theile treu geblieben und hatte sich zumeist der aufständischen Bewegung angeschlossen.





## Die Maitage im Jahre 1619.

allenstein hatte mit  
seinem Regimente  
die Stadt am  
30. April verlassen  
und nun harrte man  
in Olmütz der kom-  
menden Dinge, die  
Evangelischen mit  
geheimer Freude,

die Katholiken in Ungewissheit und Angst.

Noch befand sich das Stadregiment in den Händen der Katholiken, aber die Zahl Derjenigen, die sich offen zum Protestantismus bekannten, war eine ziemlich grosse, und wenn die Sache der Aufständischen siegte, durfte man mit Sicherheit



annehmen, dass sich alle noch Schwankenden und Zweifelnden dem Protestantismus zuwenden würden.

Man hatte in der Stadt von den Ereignissen in Prag und Brünn zunächst keine Kunde. Erst in den Nachmittagsstunden des 9. Mai traf eine Botschaft von Brünn ein, die ganz geeignet war, die Katholiken nachdenklich zu machen.

Die mährischen Stände hatten sich am 4. Mai als förmlicher Landtag constituirt und zunächst die ihnen missliebigen Personen von der Verwaltung der obersten Landesämter entfernt. Ladislaus von Lobkowitz, der bisherige Landeshauptmann, war seines Amtes entsetzt worden, Cardinal Dietrichstein und Carl von Zierotin hatten sein Schicksal getheilt. Es war also unschwer vorauszusehen, was kommen würde.

Mit anerkennenswerther Raschheit entschloss sich der Olmützer Rath zum Handeln.

Noch an demselben Tage brieften die Rathsboten die ganze Gemeinde\*) für die siebente Morgenstunde des 10. Mai zu einer dringenden Berathung auf das Rathhaus.

Hier wurden sämmtliche Gemeindegenossen von den Ereignissen in Brünn unterrichtet und schliesslich aufgefordert, sich zu erklären, was sie unter den obwaltenden Umständen zu thun gedächten, ob sie sich dem Aufstande anschliessen, oder in der Treue gegen den Kaiser verharren wollten.

Eine geraume Weile dauerte die Besprechung der Gemeinde. Schliesslich einigte man sich dahin, dass Jeder »vermöge seines Eides und seiner Pflicht bei Sr. königlichen Majestät Ferdinand und seiner geliebten Obrigkeit« in Treue aushalten wolle.

Die Betheiligung an der ständischen Schilderhebung war also rundweg abgelehnt.

Allein ein Zwischenfall änderte die Sachlage vollständig. Eben als die Gemeindeversammlung im Begriffe war, aus-

---

\*) Darunter sind die »Ringleuthe, Weinhern und Zunfältesten« zu verstehen.

einander zu gehen, meldete die Thorwache, dass beim Mitterthor zwei Reiter erschienen seien, mit dem Auftrage, für die Abgesandten der mährischen Stände in Olmütz Quartiere zu bestellen.

Noch blieb man fest auf dem Beschlusse. Den Reitern wurde kein Einlass gewährt. Aber schon hatten die protestantisch gesinnten Bürger eine Handhabe, schon begannen sie den Beschluss der Gemeinde zu kritisiren.

Um 10 Uhr Vormittags waren die Quartiermacher erschienen, drei Stunden später hielten die Wägen der Commissäre mit einer Reiterabtheilung vor dem Mitterthor und forderten Einlass. Sie hätten ein Schreiben der Stände an den Rath zu übergeben, liessen sie melden.

Der Rath, welcher sich nicht entschliessen konnte, in diesem ausserordentlichen Falle selbstständig zu verfügen, liess abermals die ganze Gemeinde einberufen und den Commissären sagen, dass der Einlass erst erfolgen könne, bis die Gemeinde einen Beschluss gefasst habe.

Darüber mussten einige Stunden vergehen. Deshalb zogen es die Commissäre vor, ihre nicht sehr angenehme Position vor dem geschlossenen Mitterthore aufzugeben und in Schnobolin den Beschluss der Gemeinde abzuwarten. Doch schickten sie von dort aus sofort an den Rath einen Protest, in dem sie diesen für alle möglichen Folgen eines Ungehorsams verantwortlich machten.

Der Protest der Commissäre hatte insoferne die beabsichtigte Wirkung, als er die protestantisch gesinnte Partei im Rathe und in der Gemeinde zu energischem Auftreten veranlasste. Sie setzte auch wirklich den Beschluss durch, dass man die Commissäre am nächsten Morgen »mit zwanzig Pferden«, also nur mit einem Theile ihrer Bedeckung, in die Stadt einlassen und anhören wolle.

Alles, was nun folgte, war nur die Consequenz dieses Beschlusses, mit dem die protestantische, also aufständisch gesinnte Partei das Heft in die Hand bekommen hatte. Um

die achte Stunde des nächsten Tages hielten die Commissäre ihren Einzug in die Stadt.

Sie begaben sich nicht direct in's Rathhaus, wo die vollzählig versammelte Gemeinde ihrer harrete, sondern zunächst in das Haus ihres Parteigenossen Hans Kropf,\*) wo ihrer ein Frühstück harrete und wo sie Festkleider anlegten.

Der Chronist, welcher die wechselnden Scenen dieses Tages als Mitbetheiliger beschreibt, sagt, dass schon jetzt »ein grosses Auf- und Eingelauff von den vornehmsten Utraquisten\*\*) neben grossem Jubel und Frohlocken von Mann und Weibsbildern« entstand. Die Katholiken aber geriethen »in Betrübniß und seltsames Nachdenken«.

Man musste um die Delegation schicken, die mit dem Frühstück bei Hans Kropf nicht fertig wurde. Endlich erschienen die Herren.

Ihr Sprecher, Albrecht Sednitzky, hielt eine einschmeichelnde Begrüßungsrede und theilte schliesslich mit, dass er mit Wenzel Bitovsky von den Brüner Ständen den Auftrag erhalten habe, ein Schreiben an die Olmützer Gemeinde abzugeben.

Gleichzeitig überreichte er dieses Schreiben dem eben fungirenden Bürgermeister Zacharias Damasko. Dieser nimmt den Brief aus den Händen Sednitzky's in Empfang. Die Adresse lautet: »An die ehrbaren Bürger und Vorstädter der Stadt Olmütz, welche den Leib und das Blut des Herrn unter beiderlei Gestalten empfangen und bekennen.«

Entrüstet verweigern Bürgermeister und Rath die Annahme dieses nicht an die Gemeinde gerichteten Schreibens.

Allein Sednitzky weiss sich Rath.

Er appellirt an die höhere Instanz, an die Gemeinde selbst. Die hat gegen die Verlesung des Schreibens keine Einwendung, und ein städtischer Schreiber wird sofort beauftragt, das in

\*) Gegenwärtig: Oberring, Palais Maja.

\*\*) Laut Vorschrift des Majestätsbriefes hatten sich die Protestanten dieser Bezeichnung zu bedienen.

böhmischer Sprache verfasste Schreiben in's Deutsche zu übertragen und in beiden Sprachen laut vorzulesen.

Das geschieht. Die Stände verlangen:

1. die Vertreibung der Jesuiten und Einziehung ihres gesammten Besitzes zu Gunsten des Landes;

2. Ueberlassung der Maurizkirche an die evangelische Gemeinde und

3. Neuwahl des Rathes unter Aufsicht der ständischen Commissäre.

Nun bricht ein Sturm los, wie ihn das Rathhaus nie gesehen hat. Die Katholiken sind empört über das kühne Verlangen der Stände, aber die protestantisch gesinnte Partei findet die Forderungen des Schreibens billig und verlangt mit Ungestüm deren Annahme. Sedlnitzky merkt bald, dass die Reformpartei die Majorität hat, und verlangt, sobald die Ruhe nothdürftig wieder hergestellt ist, kurzweg die Schlüssel der Stadt und des Rathhauses und fordert die Gemeinde auf, sich in der siebenten Morgenstunde des nächsten Tages (11. Mai) zur Neuwahl des Rathes neuerdings auf dem Rathhause einzufinden.

Gegenüber dieser Herausforderung erklärt Herr Bartholomäus Heilig, der Rathsälteste, der Rath habe sein Amt vom Kaiser und nur der Landesunterkämmerer könne ihn seines Eides entbinden. Man werde nur der Gewalt weichen.

Sedlnitzky entgegnet spöttisch lächelnd, er handle im Auftrage der Stände, welche nicht daran dächten, dem Kaiser die Treue zu brechen. Es handle sich lediglich um ein friedliches Zusammenleben der beiden Confessionen und er wolle für seine Anordnungen schon die Verantwortung tragen.

Mit diesen Worten verliess er in Begleitung Bitovsky's das Rathhaus, in dem die Meinungen noch einmal gegen einander zu scharfem Ausdrucke kamen.

Nochmals versuchte die Rathspartei mit ihrer Ansicht durchzudringen, dass man die ständischen Forderungen um jeden Preis ablehnen müsse, allein alles Bemühen blieb vergeblich.

Die Protestanten wussten sich in der Majorität und setzten ihre Ansicht durch.

In den Nachmittagsstunden wurde das ständische Schreiben nochmals von der Rathhausstiege der auf dem Platze versammelten Gemeinde, in die man eiligst auch Vertreter der Vorstädter berufen hatte, vorgelesen und mit brausenden Rufen der Zustimmung beantwortet.

Die Katholiken gaben nun die Opposition als nutzlos auf und zogen sich gänzlich zurück.

Treuherzig sagt unser Chronist: »In wass betriechnuss, angst undt Jammer und hertzlichen Schmerzen neben fließenden Zähren ein ehrsamer Rath, samt der gantzen Catolischen Bürgerschaft über sollichen attentaten gerathen, . . . kann ein jeder unparteyisch in seinem gewissen richten.«

Der Sieg der ständischen Partei war vollständig.

Vom Rathhause weg zog die jubelnde Menge vor das gegenüberliegende Absteigequartier der Herren Sednitzky und Bitovsky, um den Commissären eine demonstrative Ovation darzubringen und sie triumphirend in das Rathhaus zurückzuführen, dessen Thore für Jedermann offen standen.

Uebrigens hielt der alte Rath muthig bis zum letzten Augenblicke Stand, und als die Commissäre in den Nachmittagsstunden, umringt von ihren begeisterten Parteigenossen, wieder in der Rathstube erschienen und die Schlüssel der Stadt und des Rathhauses einfach wegnahmen, protestirten sie gegen diesen Gewaltact in ernster, würdiger Weise, selbstverständlich vergebens.

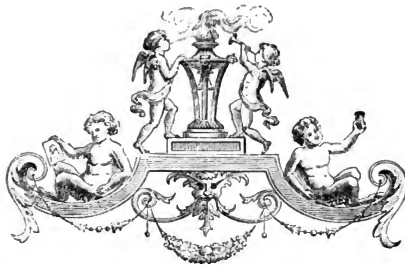
So hatte sich die Umwandlung der Stadt vom Katholicismus zum Protestantismus im Laufe von zwei Tagen vollzogen.

Der rasche Verlauf des Ereignisses beweist, dass sich nur formell vollzog, was im Wesentlichen längst vorhanden war, dass ein grosser Theil der Bürgerschaft, der jetzt förmlich zum Protestantismus übertrat, innerlich schon längst protestantisch gewesen war.

Die Ereignisse folgten sich nun Schlag auf Schlag. Der Rath wurde mit protestantisch gesinnten Bürgern besetzt, die Maurizkirche für den evangelischen Gottesdienst eingerichtet, die Jesuiten wurden vertrieben, die Domherren gefangen, die Kapuziner verjagt.

Zwanzig Monate später machte der Einzug des kaiserlichen Feldherrn Buquoy in die Mauern unserer Stadt dem protestantischen Regimente, das sich keineswegs durch Milde ausgezeichnet hatte, den damaligen Machthabern aber auch die härtesten Strafen eintrug, ein Ende.

In die Zeit der Protestantenherrschaft fällt auch die Folterung des Holleschauer Pfarrers Joh. Sarkander, von der in den folgenden Blättern erzählt werden soll.





## Der selige Johannes Sarkander.



Johannes Sarkander wurde am 20. December 1576 zu Skotschau in Schlesien von edlen Eltern geboren. Er hatte drei Brüder, deren einer später Domherr in Olmütz wurde. Den ersten Unterricht empfing er bei Verwandten in Freiberg. Poesie und Rhetorik absolvirte er in Olmütz. Im Jahre 1597 ist er bereits als Mitglied der Jesuitenakademie verzeichnet.

Um Philosophie zu studiren, begab er sich im Jahre 1600 nach Prag, erlangte hier am 13. Mai 1603 die Würde eines Doctors und ging dann an die Universität nach Graz, wo er die theologischen Studien absolvirte und zum Priester geweiht wurde.

In die Olmützer Diöcese zurückgekehrt, wirkte er als katholischer Seelsorger in Troppau, Charvat, M.-Neustadt, Zdounek, Boskowitz und vom 5. Mai 1616 angefangen in Holleschau.

Unermüdlich bestrebt, für den Catholicismus Propaganda zu machen, der in der Gegend von Holleschau durch den Protestantismus ausserordentlich bedroht wurde, gerieth er bald nach seinem Eintreffen in Holleschau in Zwigigkeiten mit seinem protestantischen Kirchenpatron, dem Besitzer von Bišťřiz, Wenzel Bitovsky, demselben, der mit Albrecht Sedlnitzky

im Jahre 1619 als Delegirter der Stände zur Insurgirung der Stadt in Olmütz erschien.

Bitovsky liess die Bitten seines Pfarrers, der sich wiederholt darüber beschwerte, dass ihm die schuldigen Abgaben nicht geleistet würden, unbeantwortet und Sarkander brachte deshalb eine Beschwerde bei dem abgesetzten Landeshauptmann, dem Freiherrn von Lobkowitz, ein. Aber dieser besass nicht mehr die Macht, seinem Beichtvater zu helfen, denn man schrieb das Jahr 1619. Sarkander fühlte sich in Holleschau, wo der Protestantismus immer weiter um sich griff, bald nicht mehr seines Lebens sicher, und so verliess er an einem Junitage, einerseits um sich bessere Lebensbedingungen zu schaffen, andererseits um ein längst gethanes Gelübde zu erfüllen, seinen Posten und unternahm eine Wallfahrt nach Czenstochau.

Ende November kehrte er, nachdem er sich auch in Krakau und Rybnik, wo er Verwandte besass, einige Wochen aufgehalten hatte, durch Lobkowitz dazu bewogen, wieder nach Holleschau zurück, lebte aber, da inzwischen fast die ganze Bevölkerung zum Protestantismus übergetreten war, vollkommen zurückgezogen und beschränkte sich auf den intimen Verkehr mit den wenigen Personen, welche noch den Muth hatten, sich als Katholiken zu bekennen.

Da ereignete sich Folgendes:

Anfangs Februar 1620 verbreitete sich in Holleschau die Nachricht, ein polnisches Heer rücke durch Schlesien gegen Mähren vor. Niemand wusste anzugeben, ob in freundlicher oder feindlicher Absicht.

Am 6. Februar erschienen thatsächlich bereits polnische Reiter in Bistfic unter dem Hostein.

Da rief Pfarrer Johannes seine Getreuen zusammen und sagte ihnen: »Wir wissen nicht, ob die Polen als Freunde oder Feinde kommen, wollen aber den Schutz des Himmels für uns Wehrlose anrufen und versuchen, die fremden Krieger zu besänftigen, wenn sie als Feinde kommen; sie zu begrüssen, wenn es Freunde sind.«



Es war am Morgen des 7. Februar.

Die Polen hatten sich schon gegen Hollschau zu in Bewegung gesetzt.

Sarkander, eben im Begriffe, den Gottesdienst zu verrichten, nimmt die Monstranz mit der geweihten Hostie und geht im Schmucke des geistlichen Gewandes, gefolgt von seinen Katholiken und vielen Protestanten, die sich freiwillig anschliessen, den fremden Kriegern entgegen.

Diese, fromme Katholiken, erblicken kaum die ehrwürdige Gestalt des Priesters, als sie von den Pferden steigen und sich vor dem Heiligthum in der Hand des Priesters anbetend zu Boden werfen.

Pfarrer Johannes segnet die Soldaten, die ihre Pferde wenden und die Gegend verlassen.

Diese glückliche Begebenheit, die wahrscheinlich viele Menschenleben gerettet hat und die man nicht anders als eine erfolgreiche Speculation auf das tief wurzelnde religiöse Gefühl der Polen bezeichnen kann, wurde Sarkander zur Last gelegt.

Man betrachtete ihn deshalb als Verräther und Feind des Vaterlandes, und der protestantische Magistrat von Olmütz schrieb einen Preis für seine Ergreifung aus.

Sarkander hatte sich zu dem Grafen Salm auf Schloss Tobitschau geflüchtet, verliess aber nach dreitägigem Aufenthalte im Bewusstsein seiner Unschuld diesen Zufluchtsort mit der Absicht, sich in Olmütz selbst der Untersuchung zu stellen, um sich vor seinem ordentlichen Richter zu rechtfertigen.

Allein er fiel schon unterwegs — wie es heisst, im Walde von Grügau — in die Hände der gegen ihn ausgesandten Späher und wurde in Ketten nach Olmütz gebracht, wo zwei Tage vorher auch der Landeshauptmann Welen von Zierotin eingetroffen war.

Die städtische Justiz machte einen ungemein kurzen Process mit ihrem Opfer.

Am 14. Februar war seine Gefangennahme erfolgt. Schon Tags darauf fand das erste Verhör in der Folterkammer statt.

Man liess es diesmal bei der peinlichen Bedrohung durch den Henker bleiben.

Sarkander konnte die Fragen seiner Richter, die zu wissen verlangten, welches die Pläne des Freiherrn von Lobkowitz seien, die er doch als sein Beichtvater wissen müsse, nicht beantworten, weil er sicherlich nicht in die Absichten seines Protectors eingeweiht war. Er konnte über den Poleneinfall keine Angaben machen, weil er eben auch in dieser Sache gänzlich unbetheiligt war.

Trotzdem blieb die Untersuchungscommission, an deren Spitze zuerst Bucheim, später Bitovsky stand, dabei, Sarkander sei ein Religionsstörer, den man durch die Folter zu Geständnissen zwingen müsse.

Am anderen Tage, 16. Februar, in der sechsten Abendstunde fand das zweite Verhör statt. Sarkander wiederholte bescheiden seine gestrigen Antworten. Um ein Geständniss zu erzwingen, wurde die Folter angewendet.

Noch zweimal, am 17. und 18. Februar, wurde die entsetzliche Barbarei wiederholt.

Die Feder sträubt sich, alle, die Grausamkeiten niederzuschreiben, welche dem unschuldigen Manne dreimal nacheinander zugefügt wurden.

Als eine blutende, kaum noch athmende Masse, der ganze Körper eine schreckliche Wunde, sank der pflichtgetreue Bekenner seiner Ueberzeugung nach der dritten, über alle Massen grausamen Folterung am 18. Februar bewusstlos zusammen. Man trug ihn leblos aus der Folterkammer in den Gefängnisraum zurück. Die Gerichtscommission bewilligte ihm ein Lager und gestattete theilnehmenden Freunden, dass sie den zum Tode verwundeten Mann pflegen durften. Unter unsäglichen Schmerzen lebte Sarkander noch einen vollen Monat.

Endlich am 17. März in den Abendstunden erlöste ihn der Tod von seinen Leiden.

Dass die fromme Legende das Haupt des edlen Bekenner sofort mit dem Strahlenkranze des Martyriums schmückte, ist

menschlich vollkommen zu begriffen und nichts anderes als ein edler Protest humaner Denkungsweise gegen das einem offenbar Unschuldigen zugefügte Unrecht.

Gleich nach dem Tode erschien das Angesicht Sarkander's lieblich lächelnd, erzählt die Legende, sein entstellter und von Verwesung ergriffener Leib weiss und rosig und vom angenehmsten Wohlgeruche.

Das allgemeine Mitgefühl für die Leidensgeschichte des Holleschauer Pfarrers hätte wahrlich kaum einen ergreifenderen Ausdruck finden können, als diese Behauptung, die dem gläubigen Sinne als erstes Wunder erscheinen musste und auch erschien.

Der Leichnam Sarkander's, dem die Gerichtscommission nicht einmal ein anständiges Begräbniss gönnen wollte, wurde erst am 24. März aus dem Hause der Witwe Schweidlitzky, wo er aufgebahrt worden war, in die Kirche zu »Unserer lieben Frau« übertragen und dort in der Capelle des heiligen Laurentius beigesetzt.

Die Folterkammer, welche zur Zeit der Schwedenherrschaft (1642—1650) noch in Benützung stand, wurde bald darauf in eine Capelle zu Ehren Sarkander's verwandelt, und dieser Umstand trug wesentlich dazu bei, das Andenken an die grausame Marter Sarkander's wach zu erhalten und eine allgemeine Verehrung bei den Katholiken Mährens hervorzurufen.

Dem Glauben gesellten sich bald die Wunder zu, und so sehen wir schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Olmützer Bischof Cardinal Schrattenbach (1711—1738) Schritte zur Seligsprechung Sarkander's einleiten.

Diese führten erst unter dem gegenwärtigen Oberhirten der Olmützer Diöcese zu dem gewünschten Ziele und zu jener grossartigen Feier am 22. September 1860, bei der die Gebeine Sarkander's aus der St. Michaelskirche, wohin sie nach der Demolirung der Liebfrauenkirche gebracht worden waren, in die Domkirche übertragen wurden.





Gründung  
der  
Wallfahrtskirche  
in  
Heiligenberg.

Wie die Geschichte von Kloster-Hradisch, ist auch die Geschichte des heiligen Berges auf das Innigste mit der Vergangenheit der Stadt Olmütz verbunden.

Das imposante Kloster im Norden der Stadt ist die Stiftung eines Olmützer Fürsten; der in ganz Mähren berühmte Wallfahrtsort wurde von einem Olmützer Bürger gegründet.

Die Geschichte von Kloster-Hradisch reicht bis in die Tage des Mittelalters zurück; die Marienkirche des heiligen Berges entstand erst während der Stürme des dreissigjährigen Krieges, allein schon hat

die Sage um die Geschichte beider Orte ihren Schleier gewoben, und zwar in fast noch engeren Maschen um die Geschichte des jüngeren Ortes, den der gläubige Sinn von seinem Ursprunge an mit einer Fülle von Wundern ausstattete.

Ein Blick von der Höhe des heiligen Berges herab in die herrliche mit einem Kranze schöner Städte geschmückte Ebene der March lehrt diese Wunder begreifen und verstehen.

Johann Andrissek — so erzählt die Ueberlieferung — der Sohn des Ratiborer Stadtschreibers Samuel Andrissek, war in jungen Jahren mit seinem in den Dienst des Olmützer Bischofs Joh. von Platteis berufenen Vater nach Olmütz gekommen und betrieb hier das Geschäft eines Kaufmannes. Insbesondere befasste er sich mit dem Grosshandel von Wein, den er im Oesterreichischen und in Ungarn einkaufte und in Olmütz und den benachbarten Städten absetzte.

Er war ein sehr frommer Mann. Mehrere seiner Söhne traten in den geistlichen Stand; zwei seiner Töchter nahmen den Schleier.

Auf einer seiner Geschäftsreisen übernachtete er zufällig einmal in der Nähe der Ortschaft Lutsch bei Wischau, wo er Gelegenheit fand, das auf einem Hügel romantisch gelegene Kirchlein von Lutsch zu bewundern.

Entzückt von der Schönheit des Ortes, that er das Gelübde, ein solches Kirchlein zu Ehren Marias zu bauen, sobald dies seine Vermögensverhältnisse zulassen würden.

Von nun an hatte Joh. Andrissek wiederholte Träume, denn sein Vermögen wurde immer grösser und das gethane Gelübde mahnte zur Erfüllung.

Eines Tages — der Chronist verlegt den Traum nicht ohne Absicht in die Tageszeit, um zu zeigen, wie lebhaft sich Andrissek mit seinem Vorhaben beschäftigt — sah er sich in einer herrlichen, schönen Gegend und erblickte plötzlich die Mutter Gottes mit dem Jesuskindlein vor sich. Die strahlende Frau hatte ihr Haupt mit einem Schleier verhüllt und machte Andrissek den Eindruck, als ob sie von einer grossen Reise käme. Ihr Auge blickte im Anfange sehr ernst auf ihn und ihr Mund schien ihn seiner Nachlässigkeit wegen anzuklagen. Endlich sprach sie: »Siehst du nicht, wie der Regen herannaht, und ich habe kein Obdach.« Da erklärte sich Andrissek mit

Freuden bereit, ein Kirchlein zu bauen, und alsbald blickte die göttliche Frau gütig auf ihn und verschwand wieder.

Seit diesem Traume begann der fromme Mann mit Ernst an die Erfüllung seines Gelübdes zu denken.

Zunächst galt es einen geeigneten Platz für den Bau des Kirchleins ausfindig zu machen.

Zu diesem Zwecke erstand Andrissek von einem burgundischen Priester der kaiserlichen Armee ein — Pferd, welcher Umstand »ihm eine gute Vorbedeutung zu sein« schien.

In dem strengen Winter des Jahres 1629 bestieg er eines Tages das erkaufte Pferd mit dem Vorsatze, so lange zu reiten, bis ihm ein Wink des Himmels den Ort anzeigen werde, wo das Kirchlein stehen solle.

Andrissek hatte Olmütz durch das Ostrathor (Burgthor) verlassen und war bis in die Ortschaft Drozdein gekommen. Gewaltige Schneewehen versperrten ihm den Weg. Andrissek aber verhüllte seinen Kopf zum Schutze gegen den plötzlich hereinbrechenden Sturm mit dem Mantel, liess dem Pferde die Zügel und ritt weiter.

Nach einer langen Weile stand das Pferd still. Andrissek blickte um sich und erkannte den Ort, den er wiederholt im Traume gesehen. Freudig dankte er dem Herrn für das Zeichen und ritt wieder seiner Behausung zu, nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, dass der Grund und Boden, auf dem das Kirchlein stehen sollte, dem Klosterstifte Hradisch gehöre.

An dieses wandte er sich sofort mit der Bitte um Erlaubniss zum Baue. Dieselbe wurde mit Freuden ertheilt. Der Bau begann und war im Winter von 1632 auf 1633 beendet.

Am 3. April 1633 weihte der Olmützer Dechant Philipp Freiherr von Breuner das Kirchlein ein und schon am Tage der Weihe geschah ein Wunder, indem ein vollkommen blinder Mensch — der Freiherr von Bori — das Augenlicht wieder erlangte.

Noch während des Baues hatte sich ein frommer Mann, Namens Mathias Sigar, als Einsiedler neben dem Kirchlein niedergelassen.

Dieser — es war im Monate September 1632 — vernahm eines Tages noch vor der Morgenröthe einen »überaus süßen, lieblichen Gesang«.


Verwundert darüber eilt er mit dem Schlüsselbunde aus seiner Hütte zur Kirche, um zu sehen, was für Wallfahrer etwa ankämen.

Allein er findet die wohl verschlossene Kirchenthür offen stehen und die ganze Kirche »wie mit einem himmlischen Lichte« beleuchtet. Auch sieht er dieselbe mit »schneeweiss gekleideten und hellstrahlenden Pilgrimen« angefüllt und hört Lieder zum Lobe der Gottesmutter erschallen. Dann sieht er, wie sie ein Muttergottesbild auf den Altar stellen und mit einem Male spurlos verschwinden.

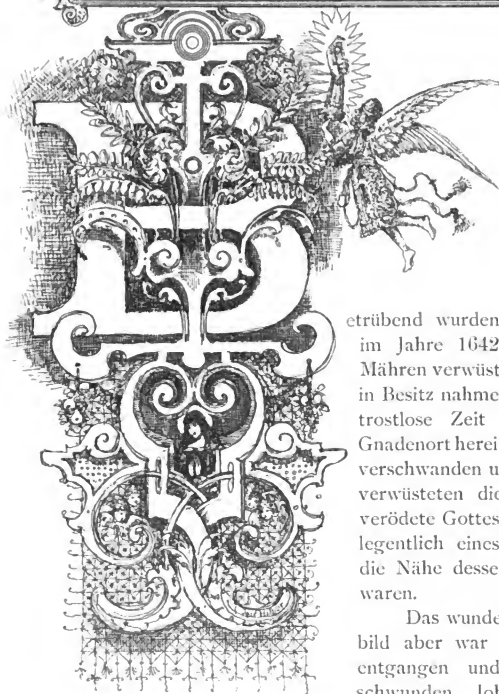
Nur das Bild ist geblieben. Frohlockend nimmt es der Einsiedler und überbringt es dem Erbauer des Kirchleins in Olmütz.

Die Nachricht wird bekannt und ruft in Kürze Schaaren gläubiger Wallfahrer zu dem ebenedeuten Orte.





## Neubau der Kirche in Heiligenberg.



etrübend wurden die Zeiten, als im Jahre 1642 die Schweden Mähren verwüsteten und Olmütz in Besitz nahmen. Es brach eine trostlose Zeit auch für den Gnadenort herein. Die Wallfahrer verschwanden und im Jahre 1645 verwüsteten die Schweden das verödete Gotteshaus, als sie gelegentlich eines Streifzuges in die Nähe desselben gekommen waren.

Das wunderthätige Marienbild aber war den Plünderern entgangen und gänzlich verschwunden. Johann Andrissek, der die Schwedenzeit in Olmütz glücklich überlebte, nahm sich



das Verschwinden des Bildes sehr zu Herzen und sann darüber nach, wie er dasselbe würdig ersetzen könne.

Da erschien ihm die Gottesmutter wieder im Traume und stellte ihn zur Rede, warum er ihr Haus auf dem heiligen Berge so lange in Trümmern liegen lasse.

Traurig erzählte er sein Traumgesicht den Vätern im Klosterstifte Hradisch und bat sie, die Herstellung der Kirche selbst in Angriff zu nehmen, weil ihm die Schweden seinen Besitz fast gänzlich geraubt hatten.

Gerne sagten die frommen Väter die Erfüllung dieser Bitte zu und begannen sofort mit dem Werke der Restaurierung.

Während an derselben noch gearbeitet wurde, erschien plötzlich in der Wohnung des Andrissek ein fremder Mann und überreichte ihm das zur Zeit der Schweden abhanden gekommene Marienbild mit den Worten: »Hier bringe ich, was Euch gehört und was Ihr sucht.«

Andrissek's Freude über die unverhoffte Wiederkehr des Bildes war gross. Er säumte nicht, es wieder aufzustellen, und kaum hatte sich die Kunde verbreitet, dass das Mirakelbild wieder zur Stelle sei, als auch schon die Gläubigen wieder zahlreich zum Gnadenorte eilten.

Andrissek selbst hatte noch bei seinen Lebzeiten die Freude, seine Kirche wieder von weit und breit besucht zu sehen.

Nur einige Jahrzehnte blieb das Kirchlein in seinem ursprünglichen Zustande. Die Zahl der Wallfahrer stieg von Jahr zu Jahr und das Einkommen des Ortes mehrte sich durch die frommen Spenden der Gläubigen in ansehnlicher Weise. In den Jahren 1722—1732 entstand unter dem Prälaten Robert Sancius der prachtvolle Bau, der heute noch die Bewunderung des Beschauers herausfordert.

Er war zur Feier des hundertjährigen Bestandes des Wallfahrtsortes in den Septembertagen des Jahres 1732, die mit dem Aufwande eines ungemein grossen kirchlichen Prunkes begangen wurde, eben vollendet worden und steht heute noch

da als ein rühmliches Denkmal seines Erbauers und der Opferwilligkeit der katholischen Gläubigen.

Von den vielen Wundererzählungen, die der Glaube an das Marienbild knüpft, sei hier nur Eine wiedergegeben, die in ihrer schlichten Einfachheit wahrhaft ergreifend wirkt.

Vor dem Bilde der Mutter Gottes kniet eines Tages ein zehnjähriges blasses Mädchen und betet inbrünstig zur Mutter Jesu um die Genesung ihrer eigenen, in Olmütz schwer kranken Mutter.

In Andacht versunken, merkt das Mädchen nicht, dass alle anderen Pilger das Gotteshaus verlassen und dass der Abend hereinbricht.

Auch die nach Hause eilenden Pilger kümmern sich nicht um das betende Kind. Erst als sie schon eine Strecke von der Kirche entfernt sind, erinnert sich eine Olmützer Bürgersfrau des Mädchens und fordert die übrigen auf, zurückzukehren und das Kind zu holen, dessen Leben arg bedroht sein musste.

Allabendlich wurden nämlich zwei grosse Rüden als Wache gegen Diebe in die Kirche eingelassen, und die Befürchtung lag nahe, dass diese dem Kinde ein Leid anthun würden.

Eilig kehren die Pilger zurück, um das Kind zu retten. Sie treten in die Kirche ein. Nichts regt sich in dem weiten Raume, den das ewige Licht vor dem Altare spärlich durchleuchtet.

Aengstlich blicken sie um sich und sehen endlich das vermisste Kind in süßem Schlummer vor dem Altare, das Haupt gebettet auf den Leib eines grossen, zottigen Hundes, der still und ruhig daliegt und den Schlummer des Kindes nicht stören will.

Leise wird das Kind geweckt. Es schlägt die Augenlider auf, und ein reizendes Lächeln verschönt seine Züge, denn es hat von der Mutter Gottes geträumt und diese hat ihm versprochen, die liebe Mutter wieder gesund werden zu lassen.

Ein solcher Traum kann nicht täuschen.



## Rathsherr Zirkendorf.



Am Juni des Jahres 1642 fiel Olmütz nach tapferer Gegenwehr in die Hände des von Schlesien in das wehrlose Mähren einbrechenden schwedischen Feldherrn Torstenson. Binnen wenigen Tagen liess der zum Festungscommandanten bestellte General Königsheim sämtliche Vorstädte einen Raub der Flammen werden, und sein Nachfolger, Oberst Paikul, wendete alle Mittel der List und Gewalt an, um die Bevölkerung zur Auswanderung zu zwingen.

In kurzer Zeit war dieses Ziel erreicht, war die Einwohnerschaft auf ein Drittel der früheren Bevölkerungsziffer gesunken, entweder der Gewalt Paikul's weichend oder als ein Opfer der Pest gefallen, die noch im Jahre 1642 ausgebrochen war.

Die Schweden waren, unbelästigt durch kaiserliche Truppen, vollständig Herren des Platzes geworden, und schwer lag ihre Hand auf dem kleinen Häuflein einheimischer Personen, das

muthig ausgeharrt hatte, um Haus und Hof vor feindlicher Gewalt so gut als möglich zu schirmen.

In patriotischer Treue waren insbesondere die meisten Rathsmitglieder zurückgeblieben, um die Interessen der Gemeinde zu wahren, und auch aus den Conventen der katholischen Geistlichkeit berichten uns die Chronisten manchen schönen Zug von opferfreudiger Treue.

Allen voran aber ist der Rathsherr Ferdinand Zirkendorf als ein leuchtendes Vorbild patriotischer Einsicht und Thatkraft zu stellen. Gleich anderen Amtsgenossen aus dem Rathe der Stadt war er zurückgeblieben, nachdem er vergebens gegen die Uebergabe der Stadt an den voraussichtlich treulosen Feind gestimmt hatte, der — so glaubte der Rathsherr — wohl mit Freuden eine Capitulation eingehen, aber sie ganz gewiss nicht halten werde.

Allerdings waren die Vertheidigungsmittel der Stadt nur schwach gewesen, allein auch die Armee Torstenson's zählte kaum über 4000 Mann, und wenn der damalige kaiserliche Commandant Miniatti nur ein Mann von Kopf und Herz gewesen wäre, so hätte die Stadt wohl bis zum Eintreffen eines Entsatzes Widerstand leisten können.

Allein Miniatti hatte es nicht verstanden, die Bürgerschaft zu muthigem Ausharren zu bewegen; er hatte im Gegentheile eher ein Beispiel der Feigheit gegeben, und deshalb war der Vorschlag Zirkendorfs, bis zum letzten Athemzuge zu kämpfen, von der Gemeinde abgelehnt und die Capitulation mit Torstenson abgeschlossen worden.

Es lässt sich leicht ermessen, dass die Verhältnisse, unter denen die Zurückgebliebenen in der von jeder Verbindung mit den Reichsländern abgeschnittenen Stadt lebten, äusserst drückende waren. Unter dem Vorwande der eigenen militärischen Sicherheit stellte der Schwede jeden Schritt und Tritt der einheimischen, immer mehr zusammenschmelzenden Bevölkerung, die selbstverständlich des grössten Theiles ihrer Habe beraubt worden war, unter strenge Controle.

Noch schärfer wurden die Massregeln, als sich in der Nachbarschaft von Olmütz kaiserliche Truppen zu zeigen begannen und die Anstalten zu einer Belagerung der Stadt durch die Kaiserlichen bemerkbar wurden.

Paikul erblickte jetzt in jedem Einheimischen einen Verräther und ging so weit, jeden gemeinsamen Verkehr der Civilbevölkerung für ganze Tage und Wochen zu untersagen und mit den schärfsten Leibes- und Lebensstrafen zu bedrohen.

Das hielt indessen die ihrem Kaiser treu ergebenen Olmützer Bürger nicht ab, sich insgeheim mit dem Commandanten der kaiserlichen Truppen in's Einvernehmen zu setzen und diesem zur Wiedereinnahme der Stadt behilflich zu sein. Insbesondere war es der Rathsherr Zirkendorf, welcher dem Grafen Souches über die Verhältnisse in der Stadt die werthvollsten Mittheilungen zukommen liess und in Verbindung mit dem Bernardinerprior P. Michael einen Plan ausarbeitete, um die Festung den Kaiserlichen wieder in die Hände zu spielen.

Eine Zeit lang schien das Vorhaben der beiden Männer gelingen zu wollen, aber endlich wurde der Plan doch dem schwedischen Oberst zur Kenntniss gebracht und dieser stellte nun den Rathsherrn unter scharfe geheime Ueberwachung, die aber lange resultatlos blieb, da der Rathsherr sehr vorsichtig zu Werke ging. Unter solchen Umständen war es dem Festungscommandanten, den P. Michael durch erheuchelte Freundschaft zu täuschen wusste, unmöglich, irgend einen greifbaren Beweis gegen Zirkendorf aufzubringen. Er entschloss sich endlich zu einer Gewaltmassregel und liess den Rathsherrn verhaften.

Um ein Geständniss zu erzwingen, befahl er, seinen Gefangenen in die Schergstube zu führen, und bedrohte ihn durch den Henker mit der Folter.

Aber auch diese Drohung hatte keinen Erfolg.

Muthvoll wies der Rathsherr die Anschuldigungen des feindlichen Commandanten auch im Angesichte des Todes zurück. Aus seiner überzeugungstreuen Liebe zu Kaiser und

Reich machte er kein Hehl und erklärte Paikul mit Festigkeit, dass er den Tag glücklich preisen werde, an dem die kaiserlichen Truppen wieder in die Stadt ihren Einzug halten würden. Wolle Paikul seine Gesinnung strafen, so möge er ihn foltern lassen; er scheue den Tod nicht für Kaiser und Vaterland.

Eine solche Standhaftigkeit imponirte dem schwedischen Commandanten. Zirkendorf wurde nur noch einige Tage in leichter Haft behalten und dann wieder freigelassen.

Kurze Zeit später waren die Vorbereitungen zu einem entscheidenden Angriffe auf die Stadt von Seite der kaiserlichen Truppen so weit gediehen, dass ein allgemeiner Sturm angeordnet wurde. Durch die Mitwirkung Zirkendorfs und des Bernardinerpriors war Alles so glücklich eingeleitet, dass der Erfolg gesichert schien. Ein unglücklicher Zufall — die Chronisten jener Zeit lassen uns über die Natur desselben in Ungewissheit — vereitelte die Bemühungen der kaiserlichen Partei.

Trotz verzweifelter Tapferkeit der angreifenden Truppen wurde der Sturm abgeschlagen und die Schweden blieben bis zum Friedensschlusse und noch zwei Jahre darüber hinaus Herren der Stadt.

Zirkendorf hatte die Stadt verlassen müssen und kehrte erst im Jahre 1650 wieder nach Olmütz zurück.

Abermals stellte er seine Arbeitskraft und einen grossen Theil der von ihm glücklich geretteten Geldmittel in den Dienst des Gemeinwesens, das nur langsam von den tiefen Wunden genesen konnte, die ihm die achtjährige feindliche Occupation geschlagen hatte.

Als Belohnung für seinen patriotischen Opfermuth wurde er zum Kaiserrichter ernannt. Er starb, geachtet und geliebt von seinen Mitbürgern, im Jahre 1678.





König Sobieski in Olmütz.

Mit dem Abzuge der Schweden aus Olmütz war ein Menschenalter verflossen. Die Wunden, die der grosse Krieg geschlagen hatte, waren schon grösstentheils geheilt, und die Stadt befand sich wieder auf dem Wege der culturllen Erholung.

Um das Jahr 1683 wenigstens finden wir als einen Beweis geordneter Wirthschaftsverhältnisse den Patriotismus, die Liebe zu Kaiser und Reich wieder kräftig entwickelt.

Es bleibe dahingestellt, ob die Nachricht Fischer's richtig ist, welcher mittheilt, dass drei Waffenfähige aus der Stadt, die aus Furcht vor

den Türken die Flucht ergriffen hatten, vom Magistrate als Hochverräther verurtheilt wurden.

Sicher ist jedoch, dass man auch in Mähren lebhaft gegen die Türken rüstete, und in patriotischer Opferfreudigkeit theiligte sich auch die Stadt Olmütz wieder mit Geld und Mannschaften an den Rüstungen.

Die Nachrichten aus der belagerten Reichshauptstadt klangen immer düsterer, je weiter im Hochsommer des Jahres 1683 die Belagerung von Wien vorschritt. Endlich hörte man in Olmütz um die Mitte des Augustmonates, dass der Polenkönig Johann Sobieski mit einem starken Heere zum Entsätze von Wien aufzubrechen im Begriffe stehe, und bereitete sich deshalb zu einem festlichen Empfange des Herrschers vor, der voraussichtlich seinen Weg über Olmütz nehmen würde.

Am 17. August findet eine Besprechung des Rathes über diesen Gegenstand statt, man beräth, »was ein löblicher Magistrat Ihrer königlichen Majestät in Polen bei dero anherkunft ausserhalb des Contingents ex discretioni in die Kuchel zu verehren gesinnet« und die Resolution lautet:

»Ein Ochs, 4 Kälber, 12 Stück Indianer, 24 Kapauner, 12 Schöpse, 1 Schock Karpfen, 1 Schock Hechte, 8 Fässer Bier, 4 Eimer Wein und 1 Centner frische Butter und Schmalz«.

Ein, wie man zugeben wird, gewiss würdiges Gastgeschenk.

Programmässig traf der König am 26. August in der siebenten Abendstunde in der Nähe von Olmütz mit seinem Gefolge ein.

Als die königliche Cavalcade bei Chwalkowitz erblickt wurde, gab man aus fünfzehn auf der Dombastei aufgestellten Kanonen die ersten Salven.

Nachdem der König die steinerne Marchbrücke in der Ostravorstadt nächst dem Andreasspitale passirt hatte, wurden abermals Schüsse abgegeben. Am Burghor erwartete die Stadtvertretung mit dem Syndicus Johann Ludwig Weinmann den hohen Gast. Der Genannte hielt an ihn eine lateinische Begrüßungsrede, die der Kronkanzler Polens auf Befehl des Königs ebenfalls in lateinischer Sprache beantwortete. Alle Rathsherren wurden



zum Handkusse zugelassen und aufgefordert, »den König antecedendo in die Stadt zu comitiren«, was denn auch geschah.

Der König blieb zu Pferde, während die Rathsherren voraus gingen. In der Vorburg, bei der Liebfrauenkirche, war die Studentencompagnie aufgestellt und gab Salven aus ihren Musketen. Vor dem Jesuitencollegium hatte sich der akademische Senat versammelt. Der Rector magnificus Emanuel de Boje »beneventirte« den Gast ebenfalls mit einer zierlichen Rede in lateinischer Sprache, und auch hier wurden die »Patres, Magistri und Socii Societatis Jesu« zum Handkusse zugelassen.

Auf dem Oberringe nächst dem Rathhause stand die Bürgerschaft im Waffenschmucke und gab ebenfalls Salven ab, als sich der König durch die Sporengasse näherte.

Vom Rathhause ertönte fortwährender Trompeten- und Paukenschall.

Nach Beendigung der Empfangsfeierlichkeiten wurde der König in das für ihn glänzend ausgestattete Absteigequartier, das Dictrichstein'sche Haus,\*) geleitet und auch das Gefolge des Königs in die Quartiere geführt.

Zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung hielt während der ganzen Zeit der Anwesenheit des Königs eine Compagnie der Bürgermiliz die Wache beim städtischen Rathhause.

Am folgenden Tage, dem 27. August, besichtigte der König den Dom und die Jesuitenkirche, ferner die bischöfliche Residenz, das Convict der Jesuiten, machte einen Spaziergang durch die Stadt und reiste nach 12 Uhr Mittags gegen Brünn zu ab.

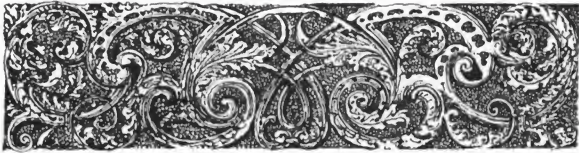
Am 29. passirte er, ebenfalls glänzend empfangen, die Landeshauptstadt und am 14. September erfuhr man in Olmütz durch einen von Sobieski an seine Gemahlin abgesandten Courier, der den Weg über Olmütz nahm, die glänzende Waffenthat bei Wien vom 12. September und den Entsatz der Reichshauptstadt.

---

\*) Oberring Nr. 9 (Palais Maya).

Im Uebrigen bereitete das polnische Entsatzheer dem Lande Mähren und speciell der Stadt Olmütz vielfache Schwierigkeiten in der Unterbringung und Verpflegung. In einem Schreiben vom 9. September an den Landesunterkämmerer beklagt sich z. B. die Stadtgemeinde, dass sie wenige Tage vorher allein 5000 Pferde und 2000 Soldaten unterzubringen genöthigt wurde, was selbstverständlich nur unter vielfacher Behelligung der Bürgerschaft möglich gewesen war.





Maria Theresia und

Kaiser Franz

in

Olmütz.



in dem reizenden Parke zwischen den beiden Hofmuseen in Wien erhebt sich das prunkvoll stolze Denkmal der unvergesslichen Kaiserin, die wie eine liebende Mutter für ihre Unterthanensorgen und mit nie erkaltendem Eifer bis zu ihrem letzten Athemzuge darauf bedacht war, das Wohl der ihr anvertrauten Völker zu fördern.

Und, unzugänglich den Stürmen, trotzend den Unbilden der Zeit, lebt auch das Andenken an die erhabene Landesmutter fort in den Herzen aller Völker des österreichischen Kaiserstaates, den erst die grosse Kaiserin zur festen politischen Einheit zusammenschmiedete.

In dem Bestreben, die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen, machte die Kaiserin wiederholt grössere Rundreisen durch ihre Staaten, überall rathend und tröstend, wenn es Noth that, überall die Herzen bezaubernd durch ihre Güte und Liebenswürdigkeit.

Auch Olmütz hatte zweimal das Glück, die geliebte Landesmutter in seinen Mauern begrüssen zu dürfen.

Der erste Besuch der Kaiserin fällt in das Jahr 1748, und zwar in die Tage vom 17. bis 19. Juni. Seit sechs Jahren wurde an der Umgestaltung der Festung nach Vauban'schem Systeme gearbeitet und es hatte die Kaiserin gedrängt, sich durch den Augenschein von dem Fortschritte der Arbeiten zu überzeugen. Sie benützte also die Gelegenheit ihrer Rundreise in Mähren, um in Gesellschaft ihres Gemahles, des Kaisers Franz I., das neue Kriegskleid der alten Festung Olmütz zu besichtigen.

Für die Mittagstunde des 17. Juni war die Ankunft des Kaiserpaares angesagt, welches die Nacht vorher im Schlosse von Kremsier Aufenthalt genommen hatte. Schon in Neustift war ein Banderium von Bürgern und eine Abtheilung des Bernes'schen Kürassierregimentes zur Begrüssung aufgestellt. Beim Mauthhause vor dem Katharinenthore hatte die Vertretung der Stadt Aufstellung genommen und überreichte der Kaiserin unter dem Donner der Festungsgeschütze auf seidenem Kissen die Thorschlüssel, nachdem der Syndicus der Stadt eine Begrüssungsansprache an die Majestäten gehalten hatte.

Sodann erfolgte der Einzug in die festlich geschmückte Stadt, mitten durch die freudigst erregte und jubelnde Bevölkerung, die den kaiserlichen Zug im Festkleide erwartete. Eine Schaar blühender Mädchen bewarf den kaiserlichen Wagen mit Blumen, worüber die Kaiserin ausserordentlich

erfreut war, doch mahnte sie lächelnd zur Vorsicht, indem sie sprach: »Werfet, meine Kinderlein, nur nicht in die Augen!«

Vom Katharinenthore bis zum Oberringe und von da durch die Sporergerasse bis zur bischöflichen Residenz, in der die Majestäten Absteigequartier nahmen, bildeten die Zünfte, das bürgerliche Schützencorps, die Klostergeistlichkeit und die Studenten Spalier. Letztere trugen entblösste Schwerter in den Händen und mit roth-weissen Bändern geschmückte Hüte.

Die Mitglieder des bürgerlichen Schützencorps trugen ausser ihrem gewöhnlichen Waffenschmucke an rothen Bändern noch versilberte oder vergoldete Schilde vor der Brust mit eingepprägtem Bildnisse der Maria vom heiligen Berge. Zwei in antike Prunkgewänder gekleidete Jünglinge hielten einen Schild, auf dem die Genien der Gerechtigkeit und Milde, einander umarmend angebracht waren, so den Wahlspruch der Kaiserin:

»Justitia et clementia«

versinnlichend.

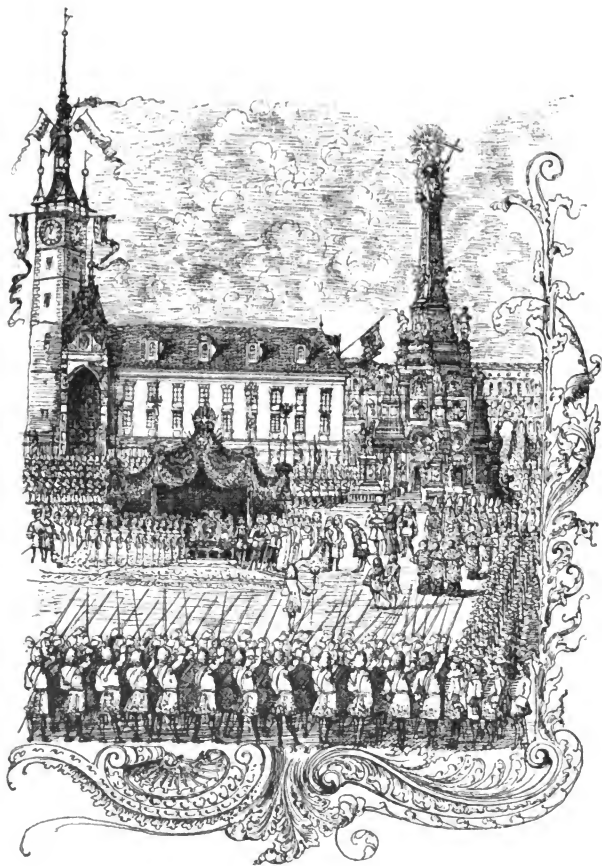
Auf dem Platze vor der bischöflichen Residenz war eine Doppelcompagnie eines Grenadierregimentes aufgestellt. Als der Zug unter fortwährendem Donner der Geschütze, dem Läuten aller Glocken, dem Spiele vieler Musikbanden und dem brausenden Hochrufen der Bevölkerung hier angelangt war und die Majestäten den Wagen verliessen, beugte die ganze Volksmenge das Knie.

Abends wurde eine glänzende Illumination der Stadt durchgeführt, welche von den Majestäten in Augenschein genommen wurde. Die auf dem Oberringe errichtete Triumphpforte war allein von 5500 Lampen beleuchtet.

Am nächsten Tage\*) besichtigte die Kaiserin das russische Lager in Olschan und wohnte Abends einem ihr zu Ehren

---

\*) An demselben Tage — 18. Juni — unterzeichnete Kaunitz das Friedensinstrument, das den österreichischen Erbfolgekrieg beendete. (Aachener Friede vom 18. October 1748.)



von dem Abte in Kloster-Hradisch, Peter Paul Waclawik, veranstalteten »hanakischen Schauspiele« bei, nachdem sie fast sämtliche Ubicationen des weitläufigen Klostergebäudes eingehend besichtigt und sich mit vielen Conventualen in liebenswürdigster Weise unterhalten hatte.

Der Berichterstatter, welcher die Beschreibung aller dieser Festlichkeiten der Nachwelt überliefert hat, fügt seiner Erzählung Folgendes bei: Nach Beendigung des »hanakischen Schauspieles« schritten die Majestäten der Wohnung des Prälaten zu und bewunderten auf diesem Wege die von dem Meisterpinself des Daniel Gran gemalte Kuppel. Da sie nur sich untereinander und den Abt anschauten, sprach endlich der Kaiser in mehr bittendem als befehlendem Tone zur Kaiserin: »Du Alte, hab doch den Prelathen lieb, er ist ein ehrlicher Mann.« Die Kaiserin aber nickte ihrem hohen Gemahl und dem Abte freundlich zu und erbat sich zum Schlusse von ihrem Wirthe ein »Conventlabl« und ein Glas Wasser. Die Festlichkeiten endeten an diesem Tage übrigens erst gegen Mitternacht, denn in den Abendstunden fand eine Höhenbeleuchtung am heiligen Berge statt, ein Schauspiel, das die Majestäten von den Fenstern der bischöflichen Residenz aus betrachteten.

Am 19. Juni unternahm die kaiserliche Reisegesellschaft einen Ausflug auf den heiligen Berg und wohnte in der dortigen Gnadenkirche einer stillen Messe bei, die von dem Hradischer Abte gelesen wurde.

Sodann wurden die Kutschen bestiegen und die Majestäten begaben sich auf die Rückfahrt nach Olmütz, wo das Diner genommen und die sofortige Weiterreise nach Brünn angetreten wurde.\*)

Sechs Jahre später verweilte das Herrscherpaar abermals für kurze Zeit in Olmütz. Abermals war es zunächst der

---

\*) Die Mittergasse und das Mitterthor führten seit der Anwesenheit der Kaiserin den Namen Theresiengasse und Theresienthor.

Festungsbau, der die äussere Veranlassung zu einem kurzen Aufenthalte der Majestäten in Olmütz abgab.

Der Hauptsache nach waren die Arbeiten zum Abschlusse gebracht, die neue Festung in vollkommen vertheidigungsfähigen Zustand gesetzt und man konnte der Herrscherin ein fertiges, imposantes Werk, ein förmliches Wunder der damaligen Befestigungskunst vorführen.

Aber noch ein anderes, eben erst vollendetes Werk, ein bauliches Kunstwerk von hervorragender Bedeutung für die Stadt: die Dreifaltigkeitssäule, konnte man der allgeliebten Mutter des Landes zeigen.

Seit dem Mai des Jahres 1754 vollendet, harrte die Statue nur noch des kirchlichen Segensspruches, den der Olmützer Bischof, Cardinal Graf Troyer (1746—1758), am 9. September dieses Jahres in Gegenwart der beiden kaiserlichen Majestäten vornahm.

Maria Theresia hatte mit ihrem Gemahl auch diesmal wieder in der bischöflichen Residenz das Absteigequartier genommen und huldvollst zugesagt, dass sie der Einweihung der Statue beiwohnen wolle.

Dieselbe wurde auch um die Mittagstunde des 9. September mit allem kirchlichen und weltlichen Glanze, über den die Stadt verfügte, vollzogen.

Während die kaiserlichen Majestäten um 11 Uhr einem feierlichen Hochamte in der Maurizkirche beiwohnten, versammelten sich am Fusse der Statue, um welche die neu regulirte Stadtmiliz in einem weiten Bogen als Spalier aufgestellt war, der Cardinal mit sämmtlichen Domherren und Clerikern, ferner die Vertreter der Stadt, sowie die Innungen und Zünfte und die Studentenschaft mit ihren Lehrern, Alle im Schmucke festlicher Kleider und der Waffen.

Brausende Zurufe begrüsst die Majestäten, welche gegen die Mittagstunde von der Maurizkirche her, gefolgt von dem Ministerium und Personen des hohen Adels, vor der Statue erschienen und auf den bereit gehaltenen Betstühlen, über welche ein Zelt gespannt war, Platz nahmen.



Der Cardinal vollzog nun »unter unaufhörlichem Paukenschall vom Rathhaus-Thurm und einer Musikalisch Littaney, dann dreimaliger Abfeuerung von zwölf Pellern« die kirchliche Benediction.

Nach derselben geruhten beide Majestäten »die Ehrensaulen selbster« zu besteigen und »nahmen die Capellen in allerhöchsten augenschein, worüber Selbte auch ein allergnädigstes Wolgefallen gezeigt haben«.

Es mögen wohl ernste Gedanken gewesen sein, unter denen die Herrscherin der Consecration der Dreifaltigkeitssäule beiwohnte und gewiss knüpfte sich an ihr Gebet damals die zuversichtliche Hoffnung, dass die Kriegsrüstung fortan nicht nur die Stadt und die neu erbaute Säule, sondern auch ihr ganzes Reich schützen und beschirmen werde.

Wie diese Hoffnung in Erfüllung ging, soll im nächsten Abschnitte erzählt werden.





## Die Belagerung von Olmütz (1758).

Das glänzendste Capitel aus der Kriegsgeschichte von Olmütz bildet die Belagerung und erfolgreiche Vertheidigung der Stadt im Jahre 1758.

Ich stelle im Folgenden die hauptsächlichsten Momente dieses Ereignisses kurz zusammen.

Mitte März des Jahres 1758 war König Friedrich von Breslau aufgebrochen. Am 16. April nahm er Schweidnitz im Sturme und schien dann gegen Böhmen operiren zu wollen. Allein es war nur auf eine Täuschung abgesehen. Plötzlich setzte er beide Theile seines Heeres südwärts in Be-

wegung und vereinigte sie Anfangs Mai in der nordwestlichen Umgebung von Olmütz, das er nehmen musste, wenn er das Vordringen seines Heeres nach Süden ermöglichen wollte.

Er schritt also zur regelrechten Belagerung der ganz neu und mit grossem Kostenaufwande hergestellten Festung, in der General-Feldzeugmeister Ernst Dietrich Marschall von Bieberstein auf Burg-Holzhausen das Commando führte.

Unter Marschall hatten selbstständige Commandos: Feldmarschall-Lieutenant Baron Bretton, Generalmajor Graf Draskowics und Generalmajor Baron Vaith. Cavalleriecommandant war Major Graf von Walderode, Artilleriecommandant Oberstlieutenant von Alffsohn; die Genietruppen wurden durch den Generalmajor Grafen Rochepine, den Erbauer der Festung, commandirt. Das Platzcommando hatte Major Paissel. Ausserdem standen in Kloster-Hradisch Oberst Mikassinovich mit einer Abtheilung Croaten, im Dorfe Hatschein ein Hauptmann mit fünfzig und in Hřeptschein ein Lieutenant mit dreissig Soldaten.

Die Bürgerschaft war ebenfalls bewaffnet und in Compagnien eingetheilt.

An der Spitze der kaiserlichen Civilbehörden stand der Kreishauptmann Baron Zawisch, an der Spitze des Magistrates der Kaiserrichter Simon Thaddäus Zimmerle; Bürgermeister waren während der Belagerung Anton Johann Langhammer und Ignaz Franz Nowak.

Die Belagerungsarbeiten auf feindlicher Seite leitete General Keith.

Am 3. Mai schwärmten die feindlichen Vorposten bereits vor den Thoren der Festung. Von Seite des Festungscommandos und des Magistrates wurden Verordnungen erlassen zur Hintanhaltung von Feuersbrünsten und die nächtliche Beleuchtung der Häuser befohlen. Alles eingebrachte Schlachtvieh musste einer Militärcommission übergeben werden; kein Fleisshauer durfte bei Todesstrafe ein Stück eigenmächtig schlachten oder verkaufen. Vor dem Rathhause wurde zum warnenden Exempel für Spione ein Galgen errichtet.

»Auch für mich,« soll Baron Marschall gesagt haben, »sei dieser Galgen, wenn ich treulos bin.« Neben dem Galgen ward eine Schandbühne für Wucherer aufgerichtet.

Am 5. Mai ward die Stadt von preussischen Cavallerietruppen umschwärmt; am 8. wurde das Pflaster auf den Brücken ausgebrochen; die alten Thürme wurden reparirt. Am 15. langte das schwere Belagerungsgeschütz an. Am 16. verlegte König Friedrich, der mittlerweile die Festung in der Ferne umschlossen gehalten, sein Hauptquartier nach Smrżic bei Prossnitz, Keith bezog sein Lager zwischen Kirwein und Krönau und recognoscirte Olmütz vom Tafelberge durch Ingenieure, welche das Geschütz der Festung alsbald vertrieb. Am 17. gelang es dem Ingenieurobersten Grafen Giany, dem Festungscommandanten Depeschen vom kaiserlichen Feldherrn Daun zu überbringen. Am 17. und 18. wurde jeder Bürger angewiesen, einen Schanzarbeiter zu stellen, des Nachts in jedem Hause einen Wächter zu bestellen und eine brennende Laterne aus dem Fenster zu hängen.

Am 19. rückte Keith näher, verlegte sein Hauptquartier und den Artilleriepark nach Schnobolin, die Feldbäckerei, die Magazine und das Spital nach Horka.

Der rechte Flügel der Belagerer stiess an die March hinter Neustift; der linke Flügel dehnte sich über Krönau hinaus.

Der nicht zur Angriffslinie gehörende Bogen im Umkreise der Festung wurde ununterbrochen durchpatrouillirt. Bei Prossnitz stand der König von Preussen mit 21 Bataillons und 88 Schwadronen, bei Littau der Fürst Moritz mit 15 Bataillons und 15 Schwadronen, bei Neustadt der Markgraf Carl mit 7 Bataillons und 3 Schwadronen. Die Vorarbeiten zum Angriffe wurden am 20. eröffnet.

Am 21. verstärkte der Festungscommandant die Befestigungen in der Angriffsfronte, demolirte daselbst alle äusseren Gebäude und Brücken und liess die zunächst ausgesetzten Häuserreihen zwischen dem Littauer- und Katharinenthore abdecken und mit Erde und Mist belegen.

Am 25. wurde eine zweckmässige Feuerlöschordnung organisirt, den Löschenden und den Aufsichtsbeamten die Plätze angewiesen und anbefohlen, dass jeder Hausinhaber gefüllte Wasserkufen und womöglich nasse Ochsenhäute auf den obersten Boden seines Hauses schaffen solle. Am 27. Nachts schnitten sich die Belagerer am östlichen Abhange des Tafelberges in der ersten Parallele gegen Neustift ein.

Am nächsten Morgen wurde deshalb das Geschützfeuer der Festung dahin gerichtet und tödtete viele Arbeiter. Am 28. Nachts vertrieben die Preussen die croatische Besatzung aus dem verschanzten Dorfe Hřeptschein und brannten den Ort nieder.

Am 29. fiel der erste Kanonenschuss aus der ersten Parallele in die Stadt und hatte das eilige Aufreissen des Pflasters zur Folge. Am 30. war diese Parallele vollendet und mit Kanonen und Mörserbatterien versehen.

Am 31. fingen diese Geschütze zu spielen an, hatten jedoch wegen zu grosser Entfernung keine ausgiebige Wirkung.

Die 2256 Schüsse und 308 Bombenwürfe beschädigten demungeachtet die in der Angriffsfronte gelegenen Häuser vom Kathareinerkloster bis zum Littauerthore, welche grösstentheils von ihren Bewohnern verlassen standen. Der Commandant wohnte im bischöflichen Palaste. Das Glockengeläute und Schlagen der Uhren wurde eingestellt. Die Belagerten verschossen an diesem Tage 700 Kanonenkugeln und 60 Bomben.

Am 1. Juni wurde die erste Parallele auf 700 Schritte verlängert und mit Batterien versehen. Das Bombardement dauerte fort und erzeugte an zwei Orten Feuer.

Am 2. dauerte das gegenseitige Schiessen fort; zwei feindliche Batterien wurden grösstentheils von den Festungsbomben zerstört. 30 Wägen mit Heu und viel Schlachtvieh gelangten durch das Burgthor von der freien Seite in die Stadt, und es wurde auf der Vorburg Wochenmarkt gehalten. Auch durch das offene Reindelthor (Franzensthor) gelangten Lebensmittel in die Festung.

Am 3. wurde das Feuer mit gegenseitig zerstörender Wirkung fortgesetzt. Durch einen glücklichen Wurf aus der Festung wurde das feindliche Bombenmagazin in Brand gesteckt, demzufolge 300 Bomben sprangen, 12 Kanonen unbrauchbar wurden und ein Officier und 30 Arbeiter in die Luft geschleudert wurden.

Am 4. unternahm die Besatzung einen Ausfall mit dem glücklichsten Erfolge. Der Verlust des Feindes betrug nebst einer grossen Anzahl von Todten 22 Gefangene; die Kaiserlichen verloren 30 Mann. An diesem Tage wurde die zweite Parallele zum Theile eingeschnitten, wodurch sich die preussischen Batterien der Stadt auf 800 Schritte näherten.

In der Stadt wurde ein Brandleger auf frischer That ergriffen, peinlich inquirirt, sodann gehängt und am nächsten Tage geviertheilt. Seinen Kopf steckte man am Theresienthore, mit dem Antlitze gegen den Feind gewandt, auf einen Pfahl. Der Festungscommandant belobte in einer Kundmachung das freiwillige Anerbieten der Bürger, mit »Feuerröhren und Doppelhaken« an den Mauern und Wällen aufgestellt zu werden, und ertheilte ihnen die Bewilligung zur Auswahl der Plätze. Demgemäss besetzten die bürgerlichen Scharfschützen am 6. die Lunette Nr. 7 und 8, wo sie den Feind scharf auf das Korn fassen konnten.

An diesem Tage recognoscirte Feldmarschall Daun das preussische Belagerungsheer und kehrte darauf in sein Lager nach Gewitsch zurück, wo er Verstärkungen an sich zog.

Am 7. wurde die zweite Parallele gänzlich vollendet, woraus man am 8. ein verheerendes Feuer gegen die Festung eröffnete. Am 9. wurde das Feuer noch heftiger und namentlich preussischerseits gegen das Katharinenthor und südliche Wasserfort gerichtet. An diesem Tage traf König Friedrich selbst in Schnobolin ein und verbesserte die Fehler in der Anlage der Parallelen, die von dem Wasserfort scharf in die Flanke genommen und der ganzen Länge nach bestrichen wurden.

Am 10. und 11. wurde die dritte Parallele begonnen und eine Batterie gegen das Theresienthor errichtet, durch welche die erste Bresche entstand. Am 12. besetzte der Feind behufs der engeren Einschliessung die jenseits der March gelegenen Orte Holitz und Wisternitz, ohne jedoch dadurch die Zufuhr von Lebensmitteln abschneiden zu können.

Ein glücklicher Ausfall der Besetzung am 13. kostete den Preussen, denen 10 Geschütze und 4 Mörser vernagelt wurden, 200 Tode und 60 Verwundete; die Kaiserlichen zählten an Todten 1 Hauptmann und 25 Mann, an Verwundeten 35 Mann. Am nächsten Tage brach am Romhofs\*) ein grosses Feuer aus.

Am 14. ward ein feindliches Pulvermagazin angezündet und in die Luft gesprengt; am 15. wiederholte sich derselbe Fall. Die Preussen mussten wegen Mangel an Kugeln Steine schiessen.

Am 16. und 17. wurde das verheerende Feuer fortgesetzt und am letzteren Tage durch einen kühnen Streifzug der Hradischer Croaten das linke Marchufer vom Feinde befreit; allein schon am nächsten Tage eroberten die Preussen ihre Positionen wieder.

Die Lage der Festung wurde nun von Tag zu Tag bedenklicher; denn nicht allein, dass am 18. die Werke und Häuser an der Angriffsfronte in Trümmer geschossen waren, und eine feindliche Sappe bis auf 6 Klafter an die Umwallung geführt war, erschien der preussische General Ziethen am 19. vom Gebirge her und sperrte alle Communication der Stadt am linken Marchufer ab.

Trotzdem gelangte am 22. ein Verstärkungscorps von 1300 Mann in die Stadt, und trotz der darauf erfolgten Ver-

---

\*) Das Wort »Romhofs« entstand durch Verunstaltung des Wortes »Rahmhofs«, d. i. ein Hof für Tuchmacherrahmen. Die Tuchindustrie war seinerzeit in Olmütz stark entwickelt, und schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war ein Olmützer Bürger und Hausbesitzer in der Theresiengasse der erste, der die Tucherzeugung fabrikmässig einrichtete.

stärkung des östlichen Cernirungscorps wurde Olmütz am 24. reichlich mit Schlachtvieh versorgt, während im preussischen Lager Mangel an Lebensmitteln einriss.

Am 26. war die dritte Parallele vollendet, und am 27. stand der Feind nur mehr 3 Fuss vom Glacis entfernt. Die Belagerten waren gezwungen, hinter den gänzlich in den Grund geschossenen Werken Retranchements zu errichten.

Inzwischen verlegte der äusserst vorsichtige Feldmarschall Daun sein Lager in die Nähe von Prossnitz und entsandte den kühnen und genialen General Laudon mit einem Corps von 6000 Mann, um den grossen Transport, der dem Könige von Preussen Geld, Proviant und anderen Kriegsbedarf aus Schlesien zuführen sollte, abzuschneiden.

Laudon vollführte seine Aufgabe auf das Glücklichste, überfiel den 1000 Wägen zählenden preussischen Transport bei Domstadt, schlug die Bedeckung und erbeutete von dem Transporte, was beim Kampfe der Vernichtung entging.

Die preussische Sappe hatte am 28. das Glacis erreicht, die Wirkung der feindlichen Geschosse äusserte sich von Stunde zu Stunde zerstörender; am 30. war überdies die Einschliessung der Festung vollendet. Die Noth war am grössten, aber die Hilfe auch am nächsten; denn Daun manövrirte von mehreren Seiten der Festung immer näher, schlug sein Hauptquartier in dem eine Meile entfernten Orte Grossteinitz auf und hätte gegen die Preussen Anfangs Juli ohne Zweifel einen combinirten Angriff in's Werk gesetzt, wenn der König nicht, nachdem er den Verlust des grossen Transportes erfahren, eiligst am 2. Juli auf der Strasse nach Böhmen abgezogen wäre. Schon am vorhergehenden Tage hatte er seine Bagage und den Train dahin vorausgeschickt.

Die Belagerung der Stadt war also am 2. Juli zu Ende.

Feldmarschall Daun kam am 3. Juli in die Stadt und besichtigte die angerichteten Verheerungen. Nach mehrstündigem Aufenthalte verliess er die Festung wieder und rückte mit seiner Armee dem nach Böhmen abziehenden Könige nach.



Die Belohnungen und Gnadenbezeugungen, mit denen Maria Theresia die tapfere Vertheidigung anerkannte, waren gross.

Der Festungscommandant wurde zum Feldmarschall ernannt und in den Grafenstand erhoben. Feldmarschalllieutenant Bretton wurde zum Festungscommandanten von Olmütz, die Generäle Laudon und Draskovics zu Feldmarschalllieutenants ernannt.

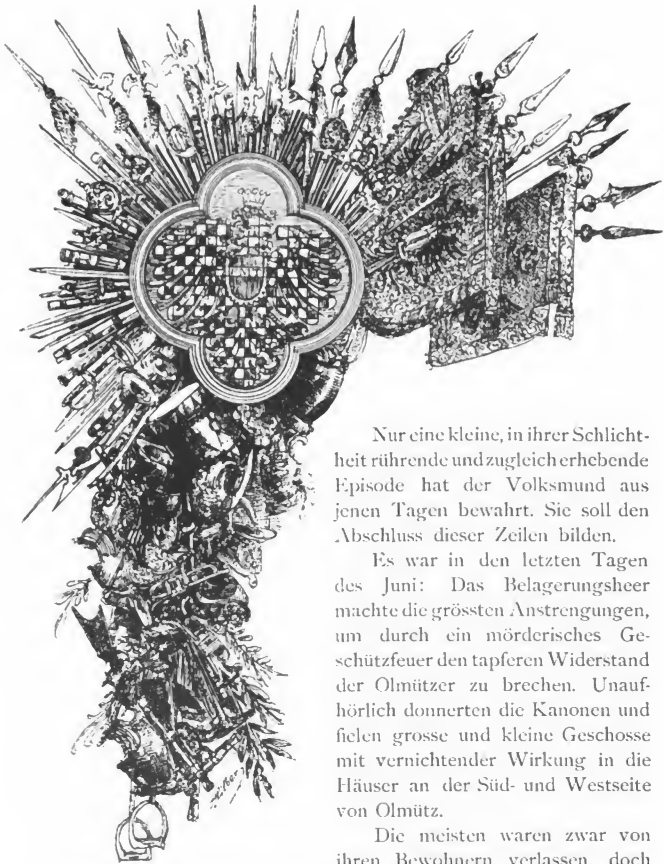
Den ruhmvollen Antheil der Bürgerschaft an der erfolgreichen Vertheidigung der Stadt bestätigt der Festungscommandant durch das nachstehende Zeugniß:

»Die hiesige Bürgerschaft bewies nicht nur allein ihre Treue gegen ihre Landesfürstin durch fleissiges Arbeiten bei Tag und Nacht, durch aufmerksames Wachen wider Feuersbrünste, sondern auch durch ihr rastloses Bemühen, dem Feinde zu schaden und Vortheile zur Vertheidigung der Festung mit Gefahr ihres Lebens, Blutes und ihrer Güter zu bewirken. Freiwillig und muthvoll ging sie mit den übrigen Besatzungstruppen sowie mit ihren Kameraden bis über die äussersten Werke und liess sich zu Allem, wie das Militär unermüdet, zur tapferen Vertheidigung ihrer Stadt gebrauchen.«

Zum Danke dafür gestattete die Kaiserin, das städtische Wappenschild mit den Initialen des Namens der kaiserlichen Majestäten F. M. T. (Franz, Maria Theresia) und einer goldenen Kette zu zieren. Ausserdem erhielt die Bürgerschaft das Recht, den 2. Juli alljährlich als Gedächtnisstag durch ein solennes Kaiserfest für ewige Zeiten zu begehen.

Der Kaiserrichter, die beiden während der Belagerung fungirenden Bürgermeister, die Rathsherren und einige Beamte der Stadt wurden in den Adelsstand erhoben; eine Anzahl von Bürgern erhielt goldene Medaillen.

Der Zeitraum, welcher die Gegenwart von dem soeben in Kürze geschilderten Ereignisse trennt, ist ein verhältnissmässig kurzer. Die Sage ist also noch nicht damit beschäftigt, die geschichtlichen Thatsachen mit den schimmernden Blüten gedankenreicher Phantasie zu überdecken.



Nur eine kleine, in ihrer Schlichtheit rührende und zugleich erhebende Episode hat der Volksmund aus jenen Tagen bewahrt. Sie soll den Abschluss dieser Zeilen bilden.

Es war in den letzten Tagen des Juni: Das Belagerungsheer machte die grössten Anstrengungen, um durch ein mörderisches Geschützfeuer den tapferen Widerstand der Olmützer zu brechen. Unaufhörlich donnerten die Kanonen und fielen grosse und kleine Geschosse mit vernichtender Wirkung in die Häuser an der Süd- und Westseite von Olmütz.

Die meisten waren zwar von ihren Bewohnern verlassen, doch hatten sich manche Familien in dem Glauben, dass die unteren Stockwerke vor den etwa einschlagenden Kugeln sicher seien, nicht zum Ausziehen entschliessen können und muthig in

ihrem Heim ausgeharrt. Dazu gehörte auch die Familie eines wackeren Olmützer Bürgers, der eines Mittags, ermüdet von dem anstrengenden Dienste auf den Schanzen, zu Weib und Kind heimkehrte, um sich durch Speise und Trank zu stärken. Einen Blick der Liebe auf sein Kind werfend, das, unbekümmert um den tobenden Kampf, friedlich in seiner Wiege schlummerte, griff der junge Mann eben wieder nach seiner Waffe, um zu den Kameraden zurückzukehren; da schlug krachend eine Kanonenkugel durch das Dach des Hauses, brach zerschmetternd durch den Estrich und bohrte sich noch tief in die Erde. Die Wiege war zertrümmert, das friedlich schlafende Kind getödtet.

Entsetzt starren die Eltern, welche unverletzt geblieben sind, auf das Werk der Vernichtung. Einen Augenblick versteinert der namenlose Schmerz die Züge der jungen Mutter; doch sie fasst sich bald wieder, und beschwichtigend ist sie es, die dem aufstöhnenden Gatten die Hand auf die Schulter legt und zu ihm spricht: »Sei getrost, dein Kind ist für das Vaterland gefallen, es starb den Tod des Helden, wie schwach und klein es auch war. Zieh' hinaus zum Kampfe und räche dein Kind. Der Herr wird uns Sieg verleih'n.«

Die Prophezeiung der tapferen Mutter ging schon wenige Tage später in Erfüllung.





## Lafayette in Olmütz.

er berühmte französische General und Staatsmann, dessen Name in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der alten und neuen Welt gleich berühmt war, weilte über drei Jahre (1794—1797) als Staatsgefangener in Olmütz. Ein junger, für Lafayette schwärmender Mann, Justus Erich Bollmann, unternahm in Verbindung mit einem gleichgesinnten Freunde, Francis Huger, den Versuch, den berühmten Gefangenen zu befreien. Die

Geschichte dieser Befreiung,\*) oder vielmehr dieses Befreiungsversuches, ist interessant genug, um hier erzählt zu werden.

Ende Juli des Jahres 1794 traf in dem Hotel »zum goldenen Schwan« in der Bäcker-gasse ein Fremder ein, welcher, von dem Inhaber des Hotels befragt, angab, er heiße Justus Erich Bollmann, sei Doctor der Medicin, reise zu seinem Vergnügen und wolle der Abwechslung wegen die Umgegend von Olmütz in geologischer Beziehung kennen lernen. Die Papiere des Gastes waren in bester Ordnung, seine Brieftasche schien gut gefüllt. Er hatte ein sehr sympathisches Aeussere und schien etwa fünfundzwanzig Jahre alt zu sein. Ueber einem geistvollen Augenpaare wölbte sich eine breite hohe Stirne, die Thatkraft und Entschlossenheit verkündete.

Der Fremde brachte einige Tage damit zu, Spaziergänge in und um die Stadt zu machen, und hatte in den öffentlichen Localen der Stadt, die er häufig besuchte, schon mehrfache Bekanntschaften angeknüpft. Bald verkehrte er in herzlicher Weise mit einem jungen Militärärzte, dem der fremde, hochgebildete College äusserst sympathisch war. Der Militärarzt bewohnte ein Zimmer der Jesuitenkaserne und empfing hier wiederholt die Besuche des Fremden. Dieser bekundete ein lebhaftes Interesse für das an historischen Erinnerungen so reiche Gebäude, das bis vor wenigen Jahren noch im Besitze des Jesuitenordens gewesen war, und das jetzt theilweise als Kaserne, theilweise als Arrest für die Staatsgefangenen diente. Der Militärarzt nahm keinen Anstand, seinem Berufsgenossen mitzutheilen, dass sich unter den Gefangenen auch der General Lafayette befinde, und dass dieser eben jetzt in Folge einer leichten Erkrankung in seiner Behandlung stehe. Bollmann wusste seine Befriedigung über die Anwesenheit Lafayette's geschickt zu verbergen, fuhr fort, den Verkehr mit

---

\*) Das historisch sichergestellte Material findet sich in einem Artikel von Friedrich Kapp: Justus Erich Bollmann und die Flucht Lafayette's aus Olmütz, (Deutsche Rundschau, XVIII. Bd., I. Heft, S. 95—122.)

dem Militärarzte zu pflegen, und hatte bald herausgebracht, wo die Zimmer des Gefangenen lagen. Vorerst hatte er Gelegenheit, sich zu überzeugen, dass Lafayette gut untergebracht war und anständig behandelt wurde.

Der General hatte thatsächlich zwei gut gewölbte Zimmer im Erdgeschoss inne, deren grösstes 24' lang, 15' breit und 12' hoch war. Seine Verpflegung war gut, denn es waren täglich sechs Gulden dafür angewiesen. In dem Wohnzimmer fehlte es sogar nicht an einem gewissen Comfort, und es störte ihn nur, dass unmittelbar an sein Logis ein Spitalstracht sich anschloss, und dass die Soldaten häufig vor seinen Hoffenstern geprügelt wurden.

Als Dr. Bollmann sich über die Anwesenheit Lafayette's vergewissert hatte, wusste er es so einzurichten, dass er ihm durch den befreundeten Militärarzt ein französisches Buch als Lectüre übergab. Er empfing von Lafayette durch den ärztlichen Vermittler ein Dankschreiben, liess ihm durch denselben Boten abermals einen anscheinend harmlosen Brief zugehen und verliess dann Olmütz, um in Wien alle Vorbereitungen zur Flucht zu treffen. Die Correspondenz nämlich, welche der Militärarzt vermittelt hatte, enthielt auch über den Fluchtplan Mittheilungen, die, mit sympathetischer Tinte geschrieben, dem arglosen Militärarzte vollständig entgangen waren.

Dr. Bollmann blieb übrigens auch von Wien aus mit dem Militärarzte in dem lebhaftesten Verkehre und empfing durch ihn wiederholt Nachrichten von Lafayette, der im August ernstlich erkrankt war und Ende September die Erlaubniss erhalten hatte, zu seiner völligen Wiederherstellung mitunter grössere Spazierfahrten in die Umgebung der Stadt zu unternehmen. Auf diese Nachricht hatte Bollmann in Wien gewartet. Schon hatte er auch in der Person des jungen Südcaroliners Francis Kinloch Huger, mit dem er im Kreise seiner amerikanischen Bekannten zufällig in Wien zusammengetroffen war, einen treuen und zuverlässigen Genossen seines Vorhabens gefunden.

Unter dem Vorwande, gemeinschaftlich nach England zurückkehren zu wollen, betrieben beide Gefährten ihre Abreise ganz offen und verliessen Wien Sonntag den 3. November.

Sie führten ihren Wagen bei sich, ausserdem aber noch zwei Reitpferde nebst einem Reitknecht. Für die Anschaffung eines dritten Pferdes reichten ihre Mittel nicht aus, darum hatten sie das eine der beiden Reitpferde darauf abgerichtet, auf längere Strecken zwei Reiter zu tragen.

Am Abende des 6. November trafen die beiden Freunde wohlbehalten in Olmütz ein und stiegen beim goldenen »Schwan«, wo Bollmann schon bei seinem ersten Aufenthalte gewohnt hatte, ab.

Am nächsten Tage brachten sie in Erfahrung, dass Lafayette am 8. wieder eine Ausfahrt unternehmen werde. Sie beschlossen sofort, bei dieser Gelegenheit die Befreiung des Gefangenen zu versuchen.

Am Morgen dieses Tages schickte Bollmann den Reitknecht mit dem Wagen nach Hof, befahl ihm, dort frische Postpferde zu bestellen und sich Nachmittag um 4 Uhr zur Weiterreise bereit zu halten.

Der Wagen mit Lafayette verliess um 2 Uhr die Jesuitenkaserne durch das Burgthor. Er sollte den Weg über Paulowitz und Chwalkowitz nehmen, dann über Bystrovan und Wisternitz wieder zurückkehren. In dem Wagen, einer mit zwei Pferden bespannten Kutsche, dem Olmützer Bäckermeister Franz Czasky gehörig, befand sich ausser Lafayette nur der Profoss Johann Platzer. Hinten auf dem Wagen stand der »Gemeine« Johann Hartwich »mit einem bei sich gehaltenen Säbel«, der Kutscher hiess Wenzel Polzer. Knapp hinter dem Wagen Lafayette's verliessen auch Bollmann und Huger zu Pferde die Festung. Es war ein milder, ruhiger Herbsttag.

Als der Wagen Chwalkowitz hinter sich hatte, stiegen Lafayette und der Profoss ab, liessen den Wagen vorausfahren und sagten dem Kutscher, er solle sie in Wisternitz erwarten.

Lafayette unterhielt sich auf das Angelegentlichste mit seinem Wächter und liess sich dessen Säbel zeigen.

Diesen Augenblick benützten Bollmann und Huger zu dem Wagniss. Sie sprengten im Galopp heran und riefen den beiden Spaziergängern ein gebieterisches »Halt!« zu. Der Profoss, der augenblicklich merkte, worauf es abgesehen sei, griff zwar nach seinem Säbel und versuchte gleichzeitig, Lafayette nach dem Wagen zu ziehen. Aber schon waren Bollmann und Huger von den Pferden gesprungen und kamen Lafayette zu Hilfe. In wenigen Augenblicken war der laut schreiende Profoss zu Boden geworfen und entwaffnet. Aber das eine der beiden Pferde wurde in diesem Augenblicke durch irgend einen Zufall scheu und ging durch.

Während des Handgemenges mit dem Profossen überreichte Bollmann Lafayette eine Börse und forderte ihn auf, nach Hof zu reiten, wo er Extrapost finden werde. Lafayette nahm dieses verständige Anerbieten an und ritt spornstreichs in der Richtung gegen Sternberg davon. Der Profoss, der offenbar keine Lust hatte, mit den zurückbleibenden Attentätern weiter zu kämpfen, eilte, noch immer schreiend, seinem Wagen nach.

Bollmann und Huger standen nun ohne Pferd ziemlich, rathlos da. Zu ihrem Glücke brachte ein Bauer, der in der Nähe auf dem Felde arbeitete, schon nach einer kurzen Weile das scheu gewordene Pferd zurück; leider war es nicht das, welches für zwei Reiter abgerichtet worden war.

Es konnte sich also nur einer der beiden Männer in vorläufige Sicherheit bringen. Nach längerem, edelmüthigem Wettstreite bestieg Bollmann das Pferd und jagte Lafayette in der Richtung gegen Sternberg nach.

Huger versuchte zu Fuss den Heiligenberger Wald zu erreichen, wurde aber bald von Bauern eingeholt, die ihn fesselten und noch an demselben Abende nach Olmütz transportirten.

Bollmann fand in Sternberg von Lafayette keine Spur und traf ihn auch nicht auf dem Wege nach Hof, wo that-



sächlich die Extrapost für die Flüchtlinge schon bereit stand. Da Lafayette nicht eintraf, und längeres Weilen zwecklos schien, machte Bollmann von dem Wagen Gebrauch und erreichte wirklich noch an demselben Abende hinter Jägerndorf die preussische Grenze.

Am 16. November fiel er aber in Waldenburg in die Hände der preussischen Behörden und am 28. wurde er, escortirt von einer Hussarenabtheilung, die ihn an der Landesgrenze in Empfang genommen hatte, dem Militärgefängnisse in Olmütz übergeben.

Auch Lafayette theilte das Schicksal seiner Retter. Er hatte Sternberg glücklich passirt und war auf der nordwärts führenden Strasse weiter geritten. Unbekannt mit der Gegend, hatte er jedoch bei der Gabelung der Strasse nördlich von Deutsch-Lodenitz die nach Freudenthal führende Strasse eingeschlagen, anstatt rechts über Bärn den Weg nach Hof zu nehmen. So war er in den Abendstunden bis in die Nähe des Städtchens Braunseifen gelangt, wo sein Pferd, durch den tollen Ritt ermüdet, zusammenbrach. Sein in mangelhaftem Deutsch gestelltes Verlangen nach einem andern Pferde, sein schmutziges Gewand, das noch dazu Blutspuren zeigte, seine Aufgeregtheit und seine Versprechungen machten ihn den Landleuten verdächtig. Man nahm ihn also kurzweg gefangen, liess ihn unter entsprechender Bewachung einen Wagen besteigen und trat mit ihm noch um 2 Uhr Nachts die Rückfahrt an. In der neunten Morgenstunde des andern Tages sass Lafayette wieder in seinem alten Gefängnisse.

Er wurde milder behandelt, als er selbst erwartet haben mochte, denn es trat keine Verschärfung seines Arrestes ein. Schlimmer erging es seinen Befreiern in der ersten Zeit nach ihrer Verhaftung. Beide wurden in Eisen gelegt und in den Casemattengefängnissen untergebracht, wo es nicht an Ungeziefer, dagegen an Luft und Licht mangelte. Erst als man sich überzeugt hatte, dass die beiden ganz allein den Befreiungsversuch unternommen hatten, dass nicht etwa ein Complot der Garnison

vorliege, wie man gefürchtet hatte, wurde auch ihre Haft milder. Sie durften nach einigen Monaten sogar miteinander verkehren und wurden nach im Ganzen achtmonatlicher Haft unter der Bedingung entlassen, dass sie sich zu sofortiger Abreise verpflichteten.

Männer von der höchsten Stellung, unter ihnen der einflussreiche Graf Paul Nepomuk von Mitrovsky, der in der Nähe von Olmütz wohnte, und der Gesandte von Hannover, Graf Hardenberg, hatten sich zu ihren Gunsten in Wien für sie verwendet und ihre Freilassung erreicht.

Während Bollmann und Huger mit einer achtmonatlichen, wenn auch schweren Untersuchungshaft davon kamen, musste Lafayette fast noch drei Jahre in Olmütz auf Befreiung harren. Erst am 19. September 1797 wurde er von hier nach Hamburg entlassen.



## Die Thronbesteigung unseres Kaisers.



ie der grosse Ahnherr  
unserer glorreichen  
Dynastie, Kaiser Ru-  
dolf, vor sechshundert  
Jahren durch kluge  
Verwaltung und weise  
Gesetze die verwor-  
renen Zustände zu be-  
seitigen verstand, die  
er nach der »schreck-  
lichen, der kaiserlosen  
Zeit« in seinen Landen  
gefunden, so wusste  
auch unser väterlicher  
Landesherr, Kaiser

Franz Josef, aus dem Chaos, in welches die Freiheitsstürme des Jahres 1848 das Vaterland geworfen hatten, durch weise Mässigung und kluges Eingehen auf die Bedürfnisse des Reiches und seiner Völker wieder ein mächtiges, wehrhaftes, wider-  
spruchslos auf der Höhe der Zeit stehendes Reich zu schaffen.

Wie scharf auch zuweilen die Gegensätze seiner einzelnen Völkerstämme auf politischem Gebiete in die Erscheinung treten, in der Person unseres Kaisers liegt doch das einigende, immer wieder versöhnende und unauflösliche Band.

In der Liebe zu ihrem Herrscher wetteifern alle Stämme des Reiches miteinander; ihren ritterlichen Kaiser segnen die Millionen seiner Unterthanen.



Olmütz ist die Wiege seiner Herrschaft; hier war es, wo der jugendliche Erzherzog Franz Josef aus den Händen seines Oheims die Krone empfing. Einen grösseren politischen Festtag als diesen 2. December des Jahres 1848 hat demnach unsere Stadt nicht zu feiern, und in würdigster Weise schliessen wir mit der Schilderung desselben diese Blätter.

Schon seit dem 14. October 1848 weilte der ganze Hof in Olmütz, und hicher waren seit diesem Tage die Augen von ganz Europa gerichtet.

Das grosse historische Ereigniss, das man ahnte, sollte sich am 2. December vollziehen.

Am Morgen dieses Tages — es war ein Samstag — bemerkte man in den Gassen und auf den Plätzen der Stadt eine aussergewöhnliche Bewegung.

Festlich gekleidete Würdenträger und reichgeschmückte Frauen eilten zu Fuss und im Wagen der erzbischöflichen Residenz zu, wo sich das kaiserliche Hoflager befand. Ordonanzen flogen ab und zu, festlich equipirte Truppenkörper zogen durch die Stadt auf den Exercirplatz hinaus.

Bald wurde bekannt, dass alle Glieder der kaiserlichen Familie, der gesammte Hofstaat, die Minister, der Gubernialpräsident Graf Lažansky, der Kreishauptmann Graf Mercandin und alle höheren Staatsbeamten und Militärpersonen an den Hof beschieden seien.

Feldmarschall Windischgrätz und Banus Jellačić waren am Abend zuvor mit kleinem Gefolge aus Wien eingetroffen.

Man glaubte daher vielfach, dass den beiden Feldherren zu Ehren ein militärisches Schauspiel veranstaltet werde, Niemand aber — die eingeweihten Personen ausgenommen — war über das Bevorstehende unterrichtet.

Schon gegen halb 8 Uhr Morgens herrschte in den Corridoren und in den Vorzimmern nächst dem Thronsaale der Residenz ein arges Gedränge. Der schwarze Frack, der geistliche Talar, Uniformen aller Art in buntem Gemisch boten ein bewegtes Bild; auf allen Gesichtern spiegelte sich der Ausdruck lebhafter Neugierde, gespannter Erwartung.

Einer frug den Andern, doch Niemand konnte Auskunft geben.

Gegen 8 Uhr wurden die Erzherzoge und Erzherzoginnen, jedoch ohne jede Begleitung, die Minister, Windischgrätz und Jellačić, Graf Grüne und Legationsrath Hübner in den Thronsaal eingelassen.

Von den Angehörigen des Kaiserhauses waren anwesend: die Erzherzoginnen Maria Dorothea, Witve des Palatins Erzherzog Josef, und Elisabeth, Gemahlin des Erzherzogs Este, dann die Erzherzoge Ferdinand Max, Carl Ludwig, Carl Fer-

dinand, Wilhelm, Josef und Ferdinand Este. Auch diese wussten nicht, um was es sich handle.

Bald nach 8 Uhr wurde die in die kaiserlichen Gemächer führende Flügelthüre geöffnet, und unter Vortritt des Generaladjutanten Fürsten Lobkowitz erschienen die beiden Majestäten in Begleitung der Erzherzoge Franz Carl, Franz Josef und der Erzherzogin Sophie.

Die Obersthofmeisterin der Kaiserin, Theresia Landgräfin von Fürstenberg und der Obersthofmarschall Friedrich Egon Landgraf von Fürstenberg beschlossen den Zug.

Die beiden Majestäten liessen sich auf den für sie vorbereiteten Sitzen nieder. Auch die übrigen Mitglieder des Kaiserhauses nahmen Platz.

Sodann zog der Kaiser ein Papier hervor und las folgende Mittheilung vor:

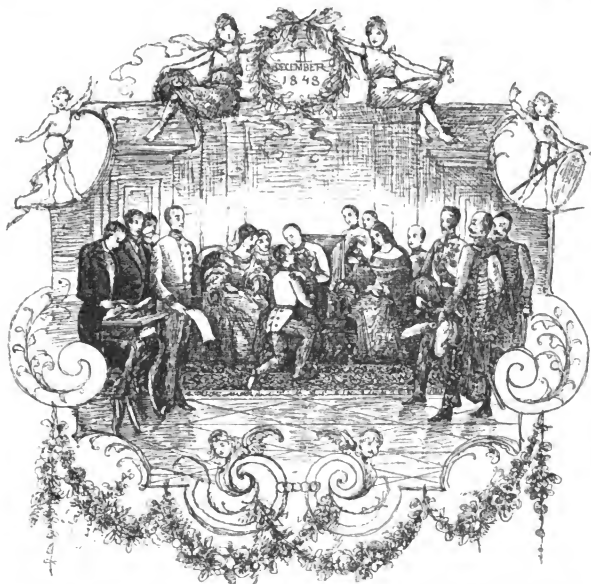
»Wichtige Gründe haben uns zu dem unwiderrufflichen Entschlusse gebracht, die Kaiserkrone niederzulegen, und zwar zu Gunsten unseres geliebten Neffen, des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Josef, Höchstwelchen wir für grossjährig erklärt haben, nachdem unser geliebter Herr Bruder, der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Carl, Höchstdessen Vater, erklärt haben, auf das Ihnen nach den bestehenden Haus- und Staatsgesetzen zustehende Recht der Thronfolge zu Gunsten Höchstihres vorgenannten Sohnes unwiderrufflich zu verzichten.«

Der Kaiser forderte hierauf den Minister des kaiserlichen Hauses auf, die betreffenden Staatsacten kund zu thun. Fürst Schwarzenberg verlas nun die Grossjährigkeitserklärung des Erzherzogs Franz Josef, sodann die Verzichtleistung seines Vaters, des Erzherzogs Franz Carl, auf die Thronfolge, endlich die feierliche Thronentsagung des Kaisers zu Gunsten des Erzherzogs Franz Josef und der nach ihm zur Thronfolge berechtigten Nachfolger.

Nachdem die Verlesung beendet und die Abdankungs-urkunde vom Kaiser und Erzherzog Franz Carl unterschrieben,

und vom Minister des kaiserlichen Hauses gegengezeichnet worden war, trat der jugendliche Erzherzog, nunmehr Kaiser Franz Josef, zu seinem Oheim heran und liess sich vor ihm auf das Knie nieder.

Vor heftiger innerer Bewegung keines Wortes mächtig, schien er seiner dankbaren Rührung Ausdruck geben und den



Segen seines gütigen Oheims erbitten zu wollen. Dieser neigte sich über ihn, segnete und umarmte ihn und sagte in seiner gutmüthig schlichten Weise:

»Gott segne dich, sei nur brav; Gott wird dich schützen, es ist gern geschehen.«

Selbst den Männern, welche diese Scene miterlebten, traten die Thränen in die Augen, und heftiges Schluchzen der Damen begleitete die leise gesprochenen Worte des alten Kaisers.

Von diesem wandte sich Kaiser Franz Josef zur Kaiserin, um auch vor dieser sich auf das Knie niederzulassen. Auch sie beugte sich über den Neffen, zog ihn an sich und umarmte und küsste ihn mit der Innigkeit einer Mutter.

Dasselbe wiederholte sich bei den Eltern des jugendlichen Monarchen.

Er trat hierauf zu den übrigen Mitgliedern des Kaiserhauses, reichte ihnen die Hand und umarmte sie.

Zum Schlusse wurde das vom Legationsrathe Hübner über den Vorgang aufgenommene Protokoll vorgelesen und von allen Anwesenden mit Ausnahme der beiden Kaiser unterzeichnet.

Sodann zog sich der Hof in seine Gemächer zurück, und eines der folgenreichsten Ereignisse der neueren Geschichte Oesterreichs war zum Abschlusse gekommen.





Von demselben Verfasser erschienen :

**Geschichte der königl. Hauptstadt Olmütz** von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Olmütz und Wien 1882. gr. 8<sup>o</sup>.

**Das romantische Mähren.** Eine Sammlung vaterländischer Sagenstoffe. Olmütz 1882. 8<sup>o</sup>.

**Josef von Sonnenfels.** Biographische Studie aus dem Zeitalter der Aufklärung in Oesterreich. Wien 1882. 8<sup>o</sup>.

**Gerhard van Swieten.** Biographischer Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Oesterreich. Wien 1883. 8<sup>o</sup>.

**Führer durch die mährisch-schlesischen Sudeten.** Freiwaldau 1885. 8<sup>o</sup>.

**Statistisches Jahrbuch der königlichen Hauptstadt Olmütz.**  
I. Einleitungsband. Im Auftrage des Gemeinderathes zum 40jährigen Regierungsjubiläum Seiner Majestät des Kaisers verfasst. Olmütz 1888. Lex.-8<sup>o</sup>.

**Leopold von Hay.** Biographischer Beitrag zur Geschichte der Josephinischen Kirchenpolitik. Wien 1892. 8<sup>o</sup>.







THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARY